

DER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein Spiel um das Glück. Erzählung von Hugo Klein. (Fortsetzung und Schluß.) — Mittelalterliches Interieur. — Hero. Von M. Spieler, Gedicht von L. Bismssen. — Prinzess Beatrice von England und Prinz von Battenberg. — Von der Musikfaison. Von H. E. — Die Mode (mit Abbildungen). — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. März. — Wirtschaftsplaundersien (mit Abbildungen). — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 43. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe (Seite 64), des Rätsels und des Stern-arithmogryphs (Seite 84). — Rätsel. — Logogryph. — Nebst. — Korrespondenz. — Zur Frühjahrs-Zeison.

Ein Spiel um das Glück.

Erzählung von Hugo Klein.

(2. Fortsetzung und Schluß von Seite 94.)

Die Herren verabschiedeten sich. Aglaja sah Stefanoff nach, seufzte und sagte: „Er geht wirklich.“ „Und kommt wohl nicht sobald zurück,“ fügte Clarisse hinzu. Da sie sah, daß ihr Schwesterchen verstimmt war, fragte sie: „Du bist traurig, Kind? Was ist dir?“

„Nichts,“ erwiderte das junge Mädchen kleinlaut.

Clarisse blickte Aglaja forschend an.

„Hast du vielleicht ein Auge auf den Grafen geworfen? Das wäre nicht gut. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler, der sich in Monaco noch ruinieren wird.“

„Er verspricht soeben nicht mehr zu spielen und wenn ihn Baron Blumer nicht verführt hätte, wäre es ihm auch nicht in den Sinn gekommen nach Monaco zurückzukehren. Das ist wirklich ein abscheulicher Mensch, dieser Baron!“ fügte Aglaja erregt hinzu. „Ich begreife nicht, wie du auf die Idee kommen konntest, ihn als unsern Bruder auszugeben. Wenn nun der Graf bei ihm um meine Hand anhalten würde —“

„Um deine Hand?“

„Er sagte, daß er mit dem Bruder sprechen wolle.“

„Richtig! Schau, schau,“ lächelte Clarisse, „wie rasch sich das gemacht hat!“

„Wenn er nun,“ fuhr Aglaja eifrig fort, „bei dem Baron um meine Hand anhalten würde, was könnte dieser sagen?“

„Ich gestehe, der Fall ist nicht vorgesehen.“

„Er würde Ausflüchte gebrauchen, würde ihm sagen — ich sei für das Kloster bestimmt oder einem andern versprochen oder — was weiß ich! Er würde ihm jedenfalls meine Hand verweigern und mein Glück zerstören, ohne daß ich es verhindern könnte!“

Das junge Mädchen schien ganz verzweifelt.

„Sei ruhig!“ sagte die kluge Frau zur jüngern Schwester, „ich glaube der Baron hat ihm deine Hand versprochen.“

„Du glaubst?“ rief Aglaja erfreut.

„Der Baron spielt den Mephisto,“ fuhr Clarisse fort. „Er führt Stefanoff zurück nach Monaco und übergiebt ihn den Croupiers, er denkt, der Graf werde am Spieltisch die Laune für dich vergessen. Und so hat sich der arme Baron aus der Verlegenheit herausgeholfen, in welche ihn die Werbung Stefanoffs brachte.“

„Siehst du wohl!“ rief Aglaja, ärgerlich den Stuhl zurückstoßend, auf dem sie saß. „Und mein Glück spielt bei der ganzen Geschichte die letzte Rolle!“ Sie brach in Thränen aus. „Daran trägt nur du die Schuld!“ rief sie der Schwester zu.

„Aglaja, böses Kind,“ sagte Clarisse mit einschmeichelnder Stimme, „meine nicht und höre mich. Die Sache hat sich gut gefügt. Doch sag' vor Allem: Gefällt dir der Graf?“

„O Clarisse!“ rief das Mädchen, das Gesicht durch das Taschentuch verbergend, mit dem es seine Thränen trocknete.

„Nun, so höre! Wenn er dich liebt und seine Liebe wirklich stärker ist als seine Leidenschaft zum Spiele, dann wird er aus Monaco noch heute zurückkommen. Er hat Blumers Einwilligung, die ich in diesem Falle auch gern gegeben hätte, und Alles ist in Ordnung.“

„Wenn er aber nicht wiederkehrt?“ fragte Aglaja.

„Wenn er nicht wiederkehrt, dann ist es klar, daß er sich vom Spiele nicht losreißen kann und dich als Gatte nur unglücklich machen würde. Kehrt er heute nicht zurück, dann gebe ich, versteht du wohl, ich, niemals meine Einwilligung zu dieser Ehe.“

„Ich sehe ein, du hast recht,“ gab Aglaja zu.

„Ich bin der Ansicht, daß er nicht wiederkehrt. Das Spiel scheint ihn in seinen Zauberkreis gebannt zu haben. Schlag' dir diesen Mann aus dem Kopfe! Komm! nimm Hut

und Schirm, machen wir eine kleine Promenade an der Riviera.“

Die beiden Damen gingen aus; unweit des Hotels erblickte Clarisse Robert de Verteuil, der ihnen entgegenkam.

„Sieh! da kommt Robert, ich hätte ein Wort unter vier Augen mit ihm zu sprechen.“

„Schelte ihn nur tüchtig wegen des Duells,“ sagte Aglaja; „ich will in das Hotel zurückkehren. Oder schelte ihn lieber nicht. Sag' ihm vielmehr, sein Säbelhieb war, was er immer mit dem Baron vorgehabt haben mag, sehr gut angebracht.“

Clarisse lachte. „Ich werde es ihm sagen.“

„Und wenn ich den Säbel führen könnte, hätte Baron Blumer sich vor mir zu hüten!“

Mit diesen drohenden Worten entfernte sich die Kleine, von den zärtlichen Blicken der Schwester begleitet.

6.

Clarisse ging Robert entgegen und attackierte ihn in lebhafter Weise.

„Ich habe Ihnen ernste Vorwürfe zu machen. Wie konnten Sie so unüberlegt handeln und ein Duell provozieren?“



Mittelalterliches Interieur. Von M. Spieler.

„Es ist wahr!“ sagte Robert in bitterem Tone. „Ich habe jenen Mann verwundet und hätte Sie kompromittieren können. Verzeihen Sie meine Heftigkeit.“

„Ich spreche nicht von Ihrem Segner und nicht von mir. Ich spreche von Ihnen. O, wenn Ihre arme Mutter von dieser neuesten Tollheit gewußt hätte!“

„Es war eine eiferfüchtige Regung —“

„Eiferfüchtige Regung?“ Clarisse lachte. „Eifersucht setzt ja Liebe voraus. Ich halte Sie kaum einer ernstern Neigung fähig.“

Sie setzte ihren Spaziergang fort und er blieb an Ihrer Seite. Sie promenierte auf und ab in der stillen, einsamen Allee.

„Clarisse,“ sagte Robert nach einer Pause, „Sie durften meine Liebe verschmähen, Sie haben aber kein Recht, sie zu verlachen. Das Gefühl, das ich für Sie empfand, war mir zu heilig, als daß es Ihren Spott verdiente. Ich habe Ihnen bis zu dieser Stunde nicht davon gesprochen — Sie waren aber darum nicht minder warm geliebt. Ich bin ein leichtfertiger Geselle, ich gebe es zu, aber ein treues Herz hätten Sie an mir doch gewonnen.“

„Die rührende Schilderung Ihrer Liebe,“ erwiderte Clarisse ironisch, „ist wirklich höchst ergötzlich. Was führte Sie doch nach Nizza? Verfolgten Sie nicht ein goldhaariges Vögelchen, das hierher seinen Flug genommen hatte?“

„Man giebt sich oft,“ sagte Robert, „über seine wahren Gefühle nicht Rechenschaft; ein Zufall klärte mich hier darüber auf. Nehmen wir an, jenes Mädchen mit dem Goldhaar wäre einem andern geneigt gewesen. Die Entdeckung stürzte mich nicht in Verzweiflung, sie ließ mich ganz gleichgültig. Nun frage ich Sie: war das Liebe, was mich zu jenem Mädchen hinzog? Und in jenem Augenblicke, da ich hinter das Geheimnis kam, das mich so kalt ließ, erkannte ich auch, daß mein Herz nur Ihnen gehörte. Ich wollte sofort von hier abreißen, wollte Sie auffuchen, mich Ihnen zu Füßen werfen und Ihre Liebe erlösen — da erschienen Sie am Arme jenes . . . Barons. Das Blut stieg mir zu Kopfe, die Eifersucht erwachte und ich konnte mich nicht länger beherrschen.“

„Wäre es wahr?“ sagte Clarisse bewegt.

„Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen,“ fuhr Robert fort. „Ich beklage es, daß ich nicht früher verstanden habe, Ihre Liebe zu gewinnen. Ich beklage nicht nur mich, sondern auch Sie und Ihr Verhältnis zu jenem Manne. Und nun habe ich Sie nur noch um Entschuldigung zu bitten, daß ich durch ein thörichtes und lächerliches Benehmen auf einen Moment in Ihr Glück und Ihre Ruhe eine Störung brachte.“

„Robert,“ sagte Clarisse verlegt, „Sie scheinen über mein Verhältnis zu Baron Blumer falsche Vorstellungen zu nähren.“

Er zuckte die Achseln. „Sie gelten hier als seine Schwester und wahren den Schein vor der Welt,“ sagte er mit scharfer Pointierung der Worte. „Was soll es aber nützen, mich täuschen zu wollen?“

„Sie beleidigen mich, wenn Sie annehmen —“ rief Clarisse erzürnt.

Er unterbrach sie aber heftig und sagte mit überströmendem Gefühl: „Diese Beleidigung haben Sie sich selbst angethan. Wenn ich mich in blinder Wut mit Ihrem Liebhaber schlug, so geschah es auch aus Verbitterung über eine Thatfache, welche auf Ihr Bild einen Schatten warf, die Sie aber selbst herbeigeführt haben und an der ich auch mit meiner Klinge nichts ändern konnte. O, ich hätte nie gedacht, daß Sie sich so weit vergessen könnten, wie es geschehen ist! Doch brechen wir ab. Jede weitere Auseinandersetzung könnte nur für uns beide peinlich sein. Sie haben mich bereits gezwungen, etwas zu sagen, was ich auszusprechen nicht die Absicht hatte.“

„Robert,“ sagte Clarisse mit erzwungener Ruhe, „ich will in Ihren Augen gerechtfertigt sein —“

„Dazu ist es zu spät,“ unterbrach er sie wieder. „Nichts kann in meinen Augen rechtfertigen, was ich nur vergessen möchte. Leben Sie wohl!“

Damit küßte er den Hut und entfernte sich erregt. Clarisse blieb mit ihrem Zorn und ihrer Reue allein zurück. „Schändlich!“ sprach sie vor sich hin. „Er wagt zu glauben, ich sei die Geliebte dieses Mannes! Das ist zu viel! Aber wollte ich es selbst nicht so?“ fragte sie sich dann. „Ich nahm ja das Anerbieten des Barons nur mit dem geheimen Gedanken an, Roberts Eifersucht zu erregen. Was ich anstrebte, ist gelungen; die Wirkung ist eine vollständige. Es hat sich indessen alles so ganz anders gefügt, als ich es mir vorgestellt. Ich glaubte durch die Eifersucht vielleicht seine Liebe zu erregen, doch er liebte mich bereits und so wurde mir sein Herz verlegt. Ach, wir Frauen,“ dachte sie seufzend, „glauben alle ernstern Dinge durch das frivole Spiel unserer Koketterie richten und entscheiden zu können und sehen zu spät ein, daß wir bei solchem Spiele immer nur verlieren.“

Sie setzte sich auf eine Bank in der Allee und stützte das schöne Haupt sinnend in die Hand. Ihr Kopf glühte und sie fieberte ein wenig, was bei den Aufregungen der letzten Tage, der überstürzten Reise, dem Duell des Geliebten, der letzten Scene mit Robert nicht zu verwundern war. Sie war überreizt und fühlte sich krank.

7.

Clarisse war in ihre Gedanken so vertieft, daß sie ein kleines Männchen nicht bemerkte; mit grauem Haar und in grauen Kleidern, wie gewöhnlich: Signor Giuseppe Torloni, der die Allee heraufkam und plötzlich die anmutige Pariserin

erblickte. Als er die Dame so verstimmt und betrübt auf der Bank sitzen sah, war sein erster Gedanke, daß sie ihr Geld nach seinen vortrefflichen Anweisungen — verloren haben müsse. In Monte-Carlo ist ja alles möglich, wie er zu sagen pflegte. Er dachte, es wäre wohl das klügste, sich davon zu machen — nun aber blickte die Dame auf. Der Rückzug war unmöglich und so näherte er sich zögernd und machte Frau von Langlois sein Kompliment.

„Sie sind es, Herr Torloni?“ sagte sie enttäuscht. Sie dachte, wie schön es gewesen wäre, wenn Robert sie wieder aufgesucht hätte, um sie für seine harten und ungerechten Worte um Verzeihung zu bitten.

Als Signor Torloni sah, daß die Dame nicht ungnädig gestimmt sei, gewann er im Augenblick sein volles Selbstbewußtsein wieder. „Ich möchte mir die Frage erlauben,“ sagte er lechzend, „welche Früchte meine kleinen Belehrungen getragen haben?“

„Ich hatte in den letzten Tagen wirklich nicht die Muße, an das Spiel zu denken.“

„Wie!“ rief jener, eine Beute der größten Überraschung, „Sie haben noch nicht gespielt?“

„Nein, mein Herr.“

„Sie befinden sich im Besitze eines untrüglichen Systems, die Geheimnisse des Glücks zu ergründen, und haben es noch nicht erprobt? O, Madame!“ rief das graue Männchen tiefgefränkt, „das ist eine Mißachtung der Mathematik Giuseppe Torlonis.“

„Beruhigen Sie sich, mein Herr,“ sagte Frau von Langlois, „ich werde noch heute spielen. Ich bedarf der Zerstreuung und Ihre Mahnung kommt eben recht. Ich habe qualende Gedanken im Kopfe, die ich mir verjagen muß. Noch heute, mein Herr, will ich es mit Ihrem ausgezeichneten System versuchen.“

Damit erhob sie sich, grüßte und kehrte in ihr Hotel zurück. „Sie ist so zerstreut,“ dachte Torloni, „daß sie es vielleicht gar nicht bemerken würde, wenn sie gewänne.“ Dann ging er seiner Wege, durchschritt den Park und trat in der nächsten Straße in ein Café. Er setzte sich an einen Tisch, an dem bereits ein Herr Platz genommen, den er nicht erkannte, bis er sein Monocle ins Auge gedrückt hatte. Es war Mr. Black. Signor Torloni war von der Begegnung nicht sehr erfreut.

Der andere betrachtete ihn mit höhnischen Blicken und fragte ihn dann spottend: „Nun, was macht das System Giuseppe Torloni?“

„Es bewährt sich!“ erwiderte dieser kurz, an dergleichen Provokationen des Engländers schon gewöhnt.

„Gratuliere!“

„Aber Ihr System bewährt sich nur —“

„Für meine Tasche! ja wohl, das ist auch viel klüger,“ entgegnete Mr. Black, der es darauf abgesehen zu haben schien, den Italiener zu reizen.

Torloni schluckte voll Ärger sein Eis hinunter.

„Ihr System ist so unendlich primitiv!“

„Und das Ihre so raffiniert spitzbüßlich!“

„Spitzbüßlich! ja wohl, das schmeichle ich mir,“ erwiderte diesmal Torloni schmunzelnd. „Wir stehen ja beide im Dienste der Menschheit.“

„Und sorgen für die Bereicherung des Publikums,“ fügte Black hinzu.

„Wenn die Spielbank Millionen verdient —“

„Warum sollen wir nicht auch etwas dabei gewinnen?“

„Wir beide verstehen uns,“ schloß der Italiener.

Sie gaben sich einen wohlgemeinten Handschlag.

Black erhob sich. „Adieu, Herzensfreund!“ sagte er.

„Leb' wohl, mein Schatz!“ ripostierte der andere.

„Und so wären wir wieder einmal versöhnt,“ dachte Mr. Black, während er über den Kiesweg schritt.

Mr. Black aber begab sich geradenwegs in das Villenviertel, wo er mit Miß Watson ein Rendezvous vereinbart hatte. Die Gesellschafterin der Frau von Langlois ließ nicht lange auf sich warten.

„Ich komme nur, um Ihnen zu sagen,“ hob sie an, „daß ich Sie auch heute nicht vorstellen kann. Madame ist heute noch verstimmt, als alle die Tage. Himmel, welche Laune! Sie scheint ganz unglücklich, die Armut!“

„Es hat nichts zu sagen, wenn mir nur niemand zuvorkommt.“

„Dafür werde ich schon sorgen.“

„Wenn man sich Ihres Anblicks erfreuen will, Miß,“ sagte Black nach einer Pause, „muß man Ihnen erst schreiben, daß Sie sich sehen lassen mögen.“

Das Mädchen lächelte.

„Erfreuen — sagten Sie erfreuen, Mr. Black?“

„Ich sagte: erfreuen. Warum soll ich es leugnen, Miß? Ich kann die schöne Zeit nicht vergessen, da Sie mich mit Ihrer Neigung beglückten. Ach, wenn mir meine Tante hinterlassen hätte, was ich erwartete, wir wären heute Mann und Frau. Sie hat aber ihre Sovereigns zum besten Teile selbst verzehrt und mir nur die ärmlichen Reste übrig gelassen.“

„Doch heute —“

Fräulein Watson brach den Satz ab, den sie begonnen hatte.

„Sie wollen sagen, heute stehe ja unserer Vereinigung nichts mehr im Wege, da ich mir eine Existenz — gleichviel wie und mit welchen Mitteln — gegründet habe. Die Sache sieht aber heute nicht besser, als damals. Ich verdiene allerdings so viel, daß ich auf elegantem Fuße leben kann; ein bescheidenes Haushalt hätte damit genug. Meine Existenz ist aber derart, daß ich auf dem vornehmsten, das ist auf dem kostspieligsten Fuße leben muß. Wenn ich nicht lebe,

wie ich lebe, verdiene ich überhaupt nicht, was ich zum Leben brauche.“

„Das ist für uns beide schlimm.“ Fräulein Martha seufzte. „Da müssen wir uns wieder bescheiden . . .“

„Ich habe bereits daran gedacht,“ sagte Black, das zarte, einnehmende Gesichtchen seiner Landsmännin betrachtend, „wieder an die Roulette zu treten, wie damals, als ich verzweifelt über das schmähliche Erbteil unter Ihren Fenstern luftwandelte und beschloß, Alles, was ich hatte, zu wagen, um Sie zu erlösen. Ich fuhr ohne Aufenthalt direkt an den Spieltisch von Monaco, in dessen Fesseln ich seither liege. Ich habe alles verloren, wie Sie wissen und Sie — nicht gewonnen. Und das könnte auch zum zweiten Male geschehen. Denn wenn ich, der Professor der Mathematik, an die Roulette trete und nicht gewinne, so bin ich ruiniert. Meine Rivalen in der geheimen Wissenschaft würden schon dafür sorgen, daß die Sache möglichst publik werde. Mein Ruf wäre vernichtet.“

„Armer Freund,“ sagte Martha, „ich möchte nicht zum zweiten Male so verhängnisvoll in Ihr Schicksal eingreifen.“

„Es bleibt das letzte Mittel! Vielleicht fällt mir etwas Klügeres ein. Leider habe ich selten kluge Einfälle. Sie bleiben ja noch einige Zeit hier!“ Er ergriff ihre Hand und sagte zärtlich: „Ach, Miß Martha, warum sind Sie so hübsch? Warum haben Sie dieses anmutige Grübchen im Kinn, das ich nicht vergessen kann?“

Miß Watson machte ihre Hand frei. „Mr. Black,“ sagte sie, „ich muß zur Madame zurück, sie erwartet mich.“

Sie verabschiedete sich und er blickte ihr lange nach. „Ach, dieses Grübchen meiner Sehnsucht!“ seufzte er.

8.

Rehren wir ein wenig zum „kleinen“ Léon zurück, der vier Tage sehr unglücklich gewesen war. Das boshafte Kalkül Robert de Verteuil's war nämlich eingetroffen. Als Fräulein Hortense gegen Abend an das Aoeblatt trat, las sie dort den verhängnisvollen Brief, und Zorn erfüllte ihr Herz, Zorn gegen den unglücklichen Cousin, der sich erstens nicht entblödete, mit einer Mimi in Beziehungen zu stehen und zweitens wagte, ihr Aoeblatt auch zur Korrespondenz mit jener zu benutzen. Sie schrieb unter den Brief Roberts die Worte: „Gehen Sie zu Mimi!“ Gehen Sie zu Mimi, und sonst nichts. Léon aber hatte genug daran. Er schrieb das Ganze einem unglücklichen Zufalle zu und war verzweifelt, daß Fräulein Hortense wirklich glauben konnte, seine Mimi hätte an ihn geschrieben, hätte ihm, Léon de Fleury, ein Rendezvous gegeben, und zwar auf zehn Uhr Abends. So kam es, daß es der „Garde-Monsieur“ der beiden Damen nicht wagte, denselben in die Nähe zu kommen. Vier Tage war er ihnen aus dem Wege gegangen und nur hie und da durch das Bosket geschlichen, um zu sehen, ob er Hortense nicht allein sprechen könnte, um sie über das Mißverständnis aufzuklären. Am fünften Tage gelang es ihm endlich, sie an ihrem Lieblingsplätzchen allein zu finden. Es pochte ihm nicht wenig das Herz bei ihrem Anblicke. Hortense empfing ihn wortlos, mit einem kalten Blicke, dessen Groll ihm das Herz zerriß.

„Ich habe Sie erwartet,“ sagte er. „Ich möchte Sie sprechen.“

„Nun,“ fragte Hortense ironisch, „wie haben Sie sich bei Fräulein Mimi — oder Mimi schlechtweg unterhalten?“

„Ach, teure Hortense,“ versicherte er, „ich kenne ja diese Mimi gar nicht.“

„Es wäre jedenfalls besser, wenn Sie sich um das Sinnaleins kümmern wollten, als um sie. Sie schreibt aber sehr vertraut an Sie!“

„Es ist ein Mißverständnis.“

„Ah, bah!“

„Ein Mißverständnis,“ fuhr Léon fort, „das mich unglücklich macht, das mich in Verzweiflung stürzt. Ich kenne diese Person nicht, ich habe sie nie gesehen. Sie hat an einen andern Léon geschrieben. Ich bin es nicht, dem sie Küsse sendet.“

Er sprach in so verzweifeltm Tone, daß er Hortense beinahe schon überzeugt hatte.

„Sie sind es nicht?“ fragte sie. „Es wäre auch lächerlich, sich um solche Gelbschnäbel zu kümmern. Indessen —“

„Bedenken Sie doch, Cousine,“ begann Léon wieder; „ich, der ich es nicht gewagt habe, Ihnen das Geständnis meiner Liebe zu machen, ich sollte eine Zusammenkunft mit einer Mimi, einem ganz fremden Mädchen, haben. O, es ist unmöglich, daß Sie das geglaubt haben!“

„Wenn es wahr wäre, was Sie da sagen,“ sagte Hortense in wärmerem Tone, „dann —“

„Dann —“

„Dann schenke ich Ihnen —“

„Was? Was schenken Sie mir?“

„Dann schenke ich Ihnen — ein neues, schönes Bilderbuch — den Struwpeter.“

„Ich schwöre es mit heiligen Eiden, es ist wahr!“ beteuerte der arme Junge. „O, liebe Hortense, ich habe nie ein anderes Mädchen geliebt als Sie! Glauben Sie einem Unglücklichen.“

Sie hätte es ihm auch geglaubt, wenn nicht zum Unglück des kleinen Cousins Robert de Verteuil, der ihm nicht verzeihen konnte, von ungefähr wieder vorübergekommen wäre. Robert hatte beinahe das ganze Gespräch belauscht und trat nun, im entscheidenden Momente, hervor.

„Ich gratuliere, junger Mann!“ rief er von weitem, indem er Hortense höflich grüßte. „Sie sind ja ein Tausendjassa!“

„Tausendjassa? Gratulieren? Wozu?“ fragte Léon.

„Nun, zu Ihrer Eroberung!“ rief Robert näher tretend. „Ganz Nizza spricht ja davon! Mimi, die kleine Mimi...“
 „Wieder Mimi,“ sagte Léon entsetzt.
 „Mimi Chocolat!“
 „Mimi Chocolat?“ fragte Léon. Und er dachte: „Nun, weiß ich wenigstens auch ihren Familiennamen!“
 „Welche Falschheit!“ dachte Hortense. „Er hat mich betrogen und wollte mich noch darüber täuschen!“
 „Man heißt sie so,“ sagte Robert, sich zu Hortense wendend, „weil sie braun ist wie eine Zigeunerin, die Kleine. Und was das Merkwürdigste: Denken Sie sich ein Mädchen, das ein blaues und ein braunes Auge hat! Sie ist eine wahre Kuriosität!“ Er schlug Léon vertraulich auf die Schulter: „Glücklicher Sterblicher!“
 „Ich verifiziere Ihnen, Cousine —“ stotterte der arme Junge verzweifelt.
 „Ein blaues und ein braunes Auge? . . .“ rief Hortense. „Das ist ja ein Monstrum! Abscheulich! Herr Léon, gehen Sie zu Mimi Chocolat!“
 Sie warf ihm einen Blick der Verachtung zu, nahm den Arm Roberts und entfernte sich, ohne sich weiter um den „kleinen“ Cousin zu kümmern, der in ohnmächtiger Wut die Hände ballte, dem Mißgeschick fluchend, das ihn verfolgte.

9.

Frau von Langlois fuhr in der That noch an demselben Tage mit ihrer Schwester und ihrer Gesellschafterin nach Monaco, um sich etwas zu zerstreuen. Das größte Interesse an dem Ausfluge nahm Aglaja, welche sich zuvörderst freute, einmal das Leben und Treiben an der Spielbank beobachten zu können, dann aber auch die Hoffnung hegte, den neugewonnenen Verehrer wiederzusehen. Frau von Langlois nahm indessen in einem andern Saale Platz, als Stefanoff und Blumer gewählt hatten, auch waren die Letzteren in das Spiel so vertieft, daß sie die Damen gar nicht bemerkten. Aglaja und Fräulein Watson sahen eine Stunde dem Spiele zu, was sie indessen bald ermüdete; auch war das Gedränge in den Spielfälen so groß, die Temperatur so unerquicklich, die Parfüms der Damen in den auffallenden Toiletten so stark, daß sich die beiden in die elegante Vorhalle zu den Spielfälen zurückzogen. Hier nahmen sie in den zierlichen Sammetfauteuils Platz, besichtigten eine Zeit lang die prächtigen Albums auf dem Tische, an dem sie saßen, und beobachteten dann den Verkehr und die Mienen der Spieler im Saale.

Besonders amüsierten sie zwei hagere Engländer, die in ihrer nächsten Nähe Platz genommen hatten und in dem Glauben, von niemandem verstanden zu werden, so laut in ihrer heimischen Sprache konversierten, daß die jungen Damen jedes Wort ihres Gesprächs hören konnten.

„Mr. Roger!“ sagte der ältere der beiden Herren langsam und gehesamt.

„Ich höre,“ erwiderte der andere.

„Gehen Sie nicht nach Monaco!“

„Wir sind ja schon hier!“

„Leider!“

„Daran ist nun nichts mehr zu ändern.“

„Ich sagte, Sir, bei Zeiten: Gehen Sie nicht nach Monaco.“

„Sie sind aber trotzdem mitgekommen.“

„Aus Princip! Ich thue immer, was Sie thun. Ich reise darum mit einem Jüngeren, der für alles auf dem Wege ein lebhaftes Interesse hat. Wenn ich thue, was er thut, kann ich dabei nur gewinnen.“

„Und Sie verlangen dennoch, daß ich Ihrem Räte folge,“ sagte Mr. Roger lachend. „In diesem Falle nützt Ihnen der Jüngere gar nichts.“

„Ich, als der Ältere, der mehr Erfahrung besitzt, habe die natürliche Verpflichtung, Ihnen meinen Rat zu geben. Sie können ihn befolgen oder auch nicht befolgen, wie es Ihnen beliebt.“

„Verzeihung, Mylord — diesmal nicht.“

„Gut. Wie viel wollen Sie riskieren?“

„Einige hundert Pfund.“

„Sagen wir fünfhundert Pfund. Wie viel haben Sie bei sich?“

„Etwa fünfzehnhundert. Warum fragen Sie?“

„Geben Sie mir die überflüssigen tausend Pfund.“

„Bortrefflich! Sie wollen sie in Verwahrung nehmen. Das ist sehr liebenswürdig!“ Mr. Roger nahm fünfhundert Pfund aus seiner Brieftasche und übergab dann diese mit dem Reste der Banknoten seinem Begleiter. „Sie spielen also nicht?“ fragte er dabei den alten Herrn.

„O ja!“

„Und wie viel riskieren Sie?“

„Fünfhundert Pfund, ganz wie Sie.“ Er nahm den Betrag aus seiner Brieftasche und reichte dann dieselbe Mr. Roger. „Es sind noch siebenhundert Pfund darin,“ sagte er.

„Und ich soll sie in Verwahrung nehmen?“ Mr. Roger lachte. „Sie haben manchmal ausgezeichnete Ideen Mylord Stenhouse.“

„Die ich da habe, ist eine sehr gute Idee, Mr. Roger. Ein rechtschaffener Mensch verspielt das ihm anvertraute Geld nicht. Die fremde Brieftasche ist heilig.“

„Ich teile Ihre Ansicht. Und nun, nachdem wir alle notwendigen Vorkehrungen getroffen haben — gehen wir.“ Die jungen Mädchen lachten herzlich über die seltsamen Ränze. „Meine Schwester scheint übrigens auch sehr passioniert dem Spiele zu fröhnen. Sie kommt noch immer nicht. Sie spielen nicht, Miß Martha?“ fragte Aglaja.

„O doch! ich will auch mein Glück versuchen. Wenn Madame müde geworden sein wird, will ich einmal an den Spieltisch treten.“

„Wenn sie nur bald käme!“ sagte Aglaja.
 „Da bin ich schon!“ sagte Clarisse, welche unbemerkt herangetreten war und die letzten Worte Aglajas gehört hatte, „Du bist ungeduldig geworden?“
 „Ein wenig. Hast du gewonnen?“
 „Nein,“ sagte Clarisse ärgerlich, „ich habe alles verloren.“

„Alles verloren! Und die Wissenschaft des Signor Torloni?“

„Ach, Torloni!“ rief Clarisse. „Ich habe von allem Anfang an wenig Vertrauen zu seiner Wissenschaft gehabt. Ich habe übrigens nur sein allererstes Princip, wie er es nannte, behalten, das ist, auf jene Nummern zu setzen, welche längere Zeit nicht herausgekommen sind. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, meinte er, müßte diese immer zunächst herauskommen.“

„Und du hast auf diese Weise alles verloren?“

„Fünftausend Francs. Dann erinnerte ich mich, daß mir Fräulein Martha von einem andern System eines andern Professors der geheimen Künste gesprochen hat, wonach man auf jene Nummern setzen müßte, die zumeist herauskommen, weil diese das Glück offenbar begünstigt. Ich beschloß, auch dieses System zu erproben und verlor dabei die restlichen fünftausend Francs.“

Gerade recht betrat Mr. Blac den Salon. Fräulein Martha rief ihn lächelnd herbei. „Da ist,“ sagte sie zu Clarisse, „zufällig einer dieser Herren Professoren, Mr. Blac.“ Blac verbeugte sich höflich.

„Ich sehe,“ sagte er zu Frau von Langlois, „Fräulein Watson hat bereits von mir gesprochen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie, Madame, auf meine Dienste reflektieren wollten.“

„Mein Herr,“ sagte Clarisse, „ich habe nach Ihrem System bereits mein Geld verloren, bevor mir die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zuteil geworden ist.“

„Sind Sie vom Glücke nicht begünstigt worden,“ erwiderte Blac. „Das pflegt bei geringer Ausdauer manchmal vorzukommen. Sie hätten nur weiter, immer weiter spielen sollen, einmal hätten Sie doch gewonnen. Mein System hat sich bei vollständiger Anwendung noch immer als unfehlbar erwiesen. Zwei Mal wurde bereits von glücklichen Klienten meiner Wenigkeit nach diesem System die Bank gesprengt. Wie hoch war Ihr Einsatz, Madame?“

„Zehntausend Francs!“

„Zehntausend Francs, das macht ein Honorar von fünfhundert Francs.“

„Mein Herr!“ rief Clarisse entrüstet, „Sie können wirklich verlangen, daß ich Sie bezahle, während ich nach Ihrem System mein Geld verloren habe?“

„Das hat nichts zu sagen,“ erwiderte Blac phlegmatisch. „Sie bezahlen meinen Rat. Ich nehme an dem Erfolg Ihres Spieles das lebhafteste Interesse, allein — ob Sie gewinnen, ob Sie verlieren — das ist im Grunde ganz nebensächlich.“

„Nebensächlich — für Sie!“

„Natürlich für mich. Für Sie nicht, das sehe ich ein. Ich überlasse übrigens,“ sagte Blac höflich, „die Entscheidung der Honorarfrage ganz Ihrer Einsicht.“

„Er ist sehr originell,“ rief Mr. Blac, „flüsterte Clarisse Fräulein Watson ins Ohr. „Wir sprechen noch über die Sache, mein Herr,“ sagte sie zu Blac, der sich empfahl und ins Lesekabinet ging.

Fräulein Martha nickte ihm freundlich zu und schlüpfte, als sie Stefanoff und Verteuil auf die Damen zutreten sah, rasch in den Spielsaal.

10.

Robert de Verteuil wollte ein neuerliches Zusammentreffen mit Frau von Langlois vermeiden und sich entfernen, als er sie erblickte. Schon hatte ihn aber Stefanoff gefragt, ob er die reizenden beiden Pariserinnen kenne. Robert mußte zugestehen, mit ihnen sogar verwandt zu sein und konnte nun eine neuerliche Begegnung nicht mehr vermeiden. Clarisse freute sich, als sie Robert herankommen sah. Sie bereute lebhaft, ihn so tief gekränkt zu haben und war andererseits entschlossen, die einzige Gelegenheit, welche sich ihr zur Aufklärung bot, zu benutzen und den jungen Mann zu überzeugen, daß er ihr Unrecht gethan habe.

„Herr Robert de Verteuil,“ sagte Aglaja, als sie ihn erblickte, „der Zufall muß Sie zu uns führen, wie es scheint. Ich höre, daß Sie in unserer nächsten Nähe leben; Sie lassen sich aber nicht sehen! Kommen Sie einmal hierher, wir wollen ein wenig plaudern.“

„Ich begrüße Sie feierlichst in Monaco,“ sagte Stefanoff zu Clarisse.

„Sie sprechen ja, Herr Graf,“ erwiderte diese, „als wären Sie hier zu Hause. Ich kann Ihrem Monaco nichts Gutes nachsagen.“

„Sie haben wahrscheinlich Geld verloren? Es ist mir nie besser ergangen.“

„Was giebt es neues in der Gesellschaft, Herr Graf?“

„Ich habe keine angenehme Nachricht mitzuteilen, gnädige Frau. Es scheint, daß unser Ball in die Brüche gehen wird.“

„Das wäre jammerlich! Was ist denn geschehen?“

„Plötzlich eingetretene unangenehme Verhältnisse . . . man spricht mancherlei . . . die Gattin unseres Club-Präsidenten, die Lady patroness unseres Balles, soll nämlich ganz unerwarteterweise Nizza verlassen haben. Sie mußte die Forderung eines eifersüchtigen Gemahls erfüllen, dem sie, natürlich wie die Klatschmäuler mit Überzeugung versetzten, zur Eifersucht auch Grund gegeben haben soll.“

„Welch unangenehmer Vorfall! Es scheint,“ sagte dann

Clarisse so laut, daß sie Robert, welcher sich lebhaft mit Aglaja unterhielt, hören mußte, „daß Pitanterieen aller Art in Nizza Mode sind.“

„Wüßten Sie auch etwas zu berichten?“ fragte Stefanoff. „Ich habe heute eine solche Geschichte erfahren. Denken Sie sich: Eine meiner Freundinnen in Paris liebt einen jungen Mann — Robert horchte auf — „eine Jugendliebe. Was wollen Sie, wir haben ja alle unsere romantischen Schwärmereien gehabt. Der junge Mann aber — nennen wir ihn Adrien — brennt durch und verfolgt eine schöne Dame nach Nizza.“

„Das wird interessant!“ sagte Stefanoff, während Robert gespannt auf Clarisse blickte.

„Meine Freundin,“ fuhr diese fort, „weiß nichts Klügeres zu thun, als Adrien rasch nachzureisen. Eine absurde Idee, nicht wahr, Herr Graf?“

„Das hängt vom Erfolge der Reise ab,“ sagte Stefanoff lachend. Robert traute seinen Ohren nicht.

„Adrien hat sich indessen bei seiner Guldin einen Korb geholt, was gar nicht zu verwundern ist.“

„So?“ dachte Robert.

„Denn Adrien ist kein vertrauenswürdiger Liebhaber,“ fuhr die Dame fort. „Man kann seinen Worten ebenso wenig trauen wie seinen Schwüren.“

„Nun, Ihre Gelbin, Madame,“ sagte nun Robert, „hat sehr rasch Trost zu finden gewußt.“

„Sie wissen auch bereits von der Geschichte?“ fragte Stefanoff, der nur mit halbem Ohr zuhörte und mit Fräulein Aglaja liebäugelte. „Die Geschichte scheint ja schon ganz publik zu sein.“

„Adrien ist zufällig mein Freund, der mir sein Vertrauen schenkt,“ sagte Robert.

„Man erzählt so, wie Herr von Verteuil sagt,“ hob Clarisse wieder an, „man erzählt aber falsch. Ich, als die Freundin jener Dame, kann besser unterrichtet sein. Die Dame fand, daß ihre Stellung hier ohne Freunde und Verwandte unangenehm sei; sie nahm daher mit Freunden die Dienste eines alten Bekannten an, der sich ihr um jeden Preis gefällig erweisen wollte. Nun erblickt sie Adrien zufällig am Arme des Fremden und macht diesem in einer unerklärlichen Anwendung von Eifersucht eine Scene — kurz, aus der Sache soll ein Duell werden.“

„Madame,“ sagte Robert aufstehend und näher tretend, „der Schein spricht sehr gegen Ihre Freundin.“

„Da Sie beide zu den Freunden der Verliebten gehören,“ sagte Stefanoff, „könnten Sie ja leicht intervenieren, die Sache beilegen und das Pärchen zusammenbringen. Das wäre ein verdienstvolles Werk!“ Und damit erhob sich Stefanoff und setzte sich neben Fräulein Aglaja, die Robert verlassen hatte und an der ihn eine reizende Schmolliene beunruhigte. Er begann, sich mit ihr zu unterhalten und das andere Paar blieb ganz sich überlassen.

„Der Schein spricht gegen sie?“ sagte Clarisse. „Der Schein? Nicht einmal der Schein! Ich will Ihrem Freunde die Kränkung der Dame nicht vergeben und kann nicht einmal diese Entschuldigung gelten lassen. Meine Freundin reißt doch nicht ganz allein! Sie hat ihre Schwester bei sich, ein kaum siebzehnjähriges, unverdorbenes Mädchen, und ihre Gesellschafterin. Glauben Sie, der Sie vielleicht auch meine Freundin . . . aus den Erzählungen des Freundes kennen, daß sich diese so weit vergessen könnte, jenes Kind zum Zeugen eines unthathaften Abenteurers zu machen, daß sie sich so weit erniedrigen könnte, sich vor jener Fremden in ihren Diensten bloßzustellen?“

„Sie hat Recht, sie hat Recht,“ dachte Robert, „und ich werde darüber im Taumel des Glückes noch verrückt! Wie konnte ich nur glauben, daß Clarisse ihre Würde vergessen könnte! Ich war ein Thor!“

„Das mußte ich,“ schloß Clarisse, „für die Ehre der Freundin sagen, obwohl es nicht hierher gehört.“

Robert erwiderte mit leiser Stimme: „Clarisse, ich sehe es ein, ich habe thöricht gehandelt und mache mir die bittersten Vorwürfe, daß ich Sie zu verdächtigen vermochte. Können Sie mir verzeihen und wollen Sie mir wieder Ihre Liebe zuwenden?“

Die geistvollen Züge der schönen Frau erstrahlten im Glücke. Doch sagte sie lächelnd: „Liebe zuwenden? Ach, die Verzeihung ist ja noch lange nicht gewährt!“ Damit erhob sie sich und trat an eines der großen Fenster des Saales, gefolgt von Robert, der, um die Wahrheit zu sagen, kein schweres Spiel hatte, die volle Günst seiner Dame wieder zu erwerben.

Graf Stefanoff hatte indessen Fräulein Aglaja zu überreden gesucht, die Fürsprecherin bei seiner „Auserkorenen“ zu sein, die sie sehr wohl kenne. Die Kleine wollte aber nichts davon wissen. Schließlich sagte sie: „Wenn ich aufrichtig sein soll — ich kann die Rolle nicht mit gutem Gewissen übernehmen. Es scheint, daß Sie die Leidenschaft zum Spiele ganz beherrscht und diese Leidenschaft müßte Ihre Frau unglücklich machen. Sie haben mir erst heute Morgen zugesagt, den Spielsaal nicht mehr zu betreten und — sind mit dem nächsten Zuge nach Monaco abgereist.“

„Es geschah, weil mich Ihr Bruder darum bat,“ beteuerte Stefanoff. „Ich habe den festen Entschluß, das Spiel für immer aufzugeben und werde meinem Vorhaben treu bleiben. Wie leidenschaftlich ich daran hänge, müssen Sie ja auch in diesem Augenblicke sehen. Ich habe dem Baron die Unterweisungen gegeben, um die er mich bat, und sofort den Spielsaal verlassen. Wenn es nur das ist, was Sie gegen mich einnimmt, dann können Sie ohne Bedenken meine Fürsprecherin sein.“

„Ich will es versuchen,“ sagte Aglaja, scheinbar mit

großer Überwindung. „Die junge Dame soll mir bekannt sein. Wer ist sie denn?“

„Das Mädchen, das ich anbetete,“ sagte Stefanoff mit Wärme, „sind Sie!“

„Ich?“ rief Aglaja sehr verwundert.

„Sie und keine andere.“

„Davon habe ich aber keine Ahnung gehabt,“ lächelte sie schelmisch.

„Ich habe Sie gesehen und geliebt,“ nahm der Graf wieder das Wort. „Wie ernst diese Liebe ist, das können Sie aus dieser Depesche ersehen.“ Er überreichte ihr ein Telegramm, das er in der Hand hielt. „Nachdem ich einmal entschlossen war, um Sie zu werben, wollte ich auch ein neues Leben beginnen. Ich habe noch gestern dem auswärtigen Amte in St. Petersburg, wo ich Freunde und nahe Verwandte habe, meine Dienste angeboten und auf die telegraphische Anfrage heute schon die Antwort erhalten: ich bin der Londoner Botschaft attachiert. Mein Ernennungsdekret ist bereits nach London abgegangen, wo es mich erwartet.“

Die Depesche bestätigte seine Worte.

„Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dieser Depesche,“ sagte Aglaja mit einem zärtlichen Blick.

„Sie gewinnt für mich nur Wert,“ wiederholte Stefanoff, „wenn Sie meine liebe, kleine Frau werden wollen? Wollen Sie mich aus dieser Hölle an der Hand der Liebe in ein Paradies des Glückes führen, Fräulein Aglaja?“

„Ihre Frage kommt so ganz unerwartet,“ erwiderte die kleine Kokette. „Wenn ich wüßte —“

„Was, mein Fräulein?“

„Daß ich die einzige Herzdame wäre, der Sie sich in Zukunft widmen wollen —“

„Aglaja!“ sagte Stefanoff, „ich schwöre alles, was Sie wollen!“

Clarisse war indessen auch mit Robert einig geworden, sie hatte seinen Arm genommen und wollte mit ihm den Spielsaal verlassen.

„Herr Graf!“ sagte sie zu Stefanoff. „Wollen Sie uns nicht auf die Terrasse begleiten? Es ist hier etwas schwül.“

„Ja, wir folgen,“ sagte Aglaja zur Schwester, welche den Saal verließ.

„Sie antworten bereits in meinem Namen! Das ist allerliebste, das ist zum —“

„Nachdem ich Ihre Angebetete kenne, Herr Graf,“ sagte Aglaja, sich erhebend, „will ich Ihre Sache führen. Und wenn jene denkt, wie ich —“

Plötzlich unterbrach sie sich und machte Stefanoff ein Zeichen, still zu sein. Zwei lange Gestalten ließen sich nämlich auf ein Sopha hinter ihnen nieder und das Pärchen hörte ihr Gespräch.

Es waren Lord Stenhouse und sein Begleiter.

„Sie haben verspielt, Mr. Roger?“ fragte der erstere.

„Alles. Und Sie, Mylord?“ fragte der letztere.

„Ich thue immer, was Sie thun. Ich bitte, geben Sie mir das anvertraute Geld zurück.“

„Verzeihung,“ sagte Mr. Roger, „aber ich habe Ihnen zuerst meine Brieftasche übergeben. Ich bitte nun auch vorerst um diese.“

„Ich glaube, Sie haben auch dieses Geld verspielt?“ sagte der Lord gelassen.

„Wenn ich recht gesehen habe, so scheinen Sie das meine auch nicht geschont zu haben,“ erwiderte der andere.

„Ich thue immer, was Sie thun.“

„Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn Sie diesmal meinen schlechten Beispielen nicht gefolgt wären,“ lachte Mr. Roger.

„Es bleibt nur noch eine Formalität zu erledigen. Wechseln wir unsere Brieftaschen aus. Hier ist die ihrige.“

„Leer?“ fragte Roger.

„Ganz leer!“ erwiderte der Lord.

„Hier die ihrige,“ sagte Mr. Roger, die Brieftasche seinem älteren Freunde übergebend.

„Leer?“ fragte der Lord.

„Ganz leer!“ erwiderte Roger. „In London, bei Samson Brothers finden wir neue Fonds. Wie kommen wir aber dahin? In meiner Tasche findet sich kein Penny.“

„Ich habe vorgesorgt.“

„Ah!“

„Retourbillets. Man muß an alles denken.“

„Retourbillets aus der Hölle — eine großartige Idee!“ rief Mr. Roger lachend. „Bravo, Mylord!“

„Verlassen wir Sodom!“ sagte der Lord phlegmatisch, indem er sich erhob.

Laut lachend verließen Aglaja und Stefanoff den Salon.

11.

Fräulein Martha weilte indessen im Spielsaale. Sie sah eine Zeit lang dem Spiele zu, betrachtete die verstörten Gesichter mancher Spieler, die glücklichen Mienen anderer und hatte große Lust, den Saal zu verlassen, ohne vor den grünen Tisch getreten zu sein. Nachdem sie lange überlegt hatte, beschloß sie ihren kleinen Einsatz auf einen Zug zu wagen, um rascher fortzukommen zu können. Das Klingeln des Goldes, das Klüffeln der Spieler, die monotonen, heisern Aufse der Croupiers beängstigten sie. Sie trat vor den Tisch, nahm ihre hundert Francs und setzte den ganzen Betrag auf Double-Zéro.

Die Kugel rollte — Miß Martha hatte gewonnen.

Ein Herr neben ihr sagte: „Mein Fräulein, Sie haben dreitausendsechshundert Francs gewonnen.“ Sie antwortete, „das ist zu wenig, damit kann ich nichts anfangen!“

Und sie ließ den ganzen Gewinn als Einsatz stehen —

nur ihre hundert Francs zog sie zurück. Der Herr neben ihr sah sie groß an und schüttelte den Kopf, als er ihre bescheidene Toilette bemerkte.

Die Kugel rollte zum zweiten Male — Miß Martha hatte wieder gewonnen.

Ihre Glieder bebten wie Espenlaub, es wurde ihr schwarz vor den Augen und sie mußte sich auf den Tisch stützen. Das dauerte aber nur eine Sekunde. Ihr Glück machte Aufsehen. Alles blickte auf sie, sogar die Croupiers betrachteten sie einen Moment neugierig; die Spieler flüsterten miteinander und ihr Nachbar sagte: „Ich gratuliere, mein Fräulein!“

Sie raffte die Banknoten zusammen, ohne sie zu zählen, stopfte sich alle Taschen, alle Nischen ihres Kleides damit voll und verließ eilig den Spielsaal.

In der Vorhalle blieb sie einen Augenblick stehen und schöpfte tief Atem. Dann ging sie geradeaus ins Lesekabinett, wo Mr. Blac die „Times“ studierte. Sie erzählte ihm mit wenigen Worten und zitternd vor Freude von ihrem Glück.

„Sie haben ja ein Vermögen gewonnen, Miß!“ rief Mr. Blac. „Weit über hunderttausend Francs!“

„Ich dachte nur an Sie und daran, daß uns nun geholfen ist,“ sagte Miß Martha erröthend. „Sie wollten mich nehmen, da ich arm war. Nun können Sie mich nehmen, da ich reich bin.“

Mr. Blac war tief gerührt.

„Ich habe die Augen voll Thränen,“ sagte er. „Welches Glück! Sie wollen noch immer meine Frau werden?“

„Können Sie daran zweifeln?“ fragte Martha lächelnd.

„Dann müssen wir,“ sagte Blac, „wenn es nur irgendwie geht, noch heute getraut werden. Noch heute — ich lasse mir das Glück nicht mehr entfliegen!“

„Und Sie können verkünden lassen,“ sagte Miß Martha, „daß ich Sie aus Dankbarkeit heirate, weil ich mit Ihrem System einen großartigen Gewinn gemacht habe. Das wird Ihnen nützen, diese Reklame wiegt auch ein Vermögen auf.“

„Ah, Miß meines Herzens, Miß meiner Seele — Sie denken doch an alles,“ rief Blac.

Sie reichte ihm die Hand und nun gingen sie zusammen — einen Priester aufzusuchen. . . .

Baron Blumer, der eben aus dem Spielsaale kam, sah Miß Martha den Saal verlassen. Er war Zeuge ihres Debüts am Spieltische gewesen und nickte nun eigentümlich mit dem Kopfe. Er seufzte und nahm in einem Fauteuil Platz. Es ging ihm nicht nach Wunsch. Er hatte Stefanoff glücklich an den Spieltisch gebracht, sich dann selbst in das Spiel vertieft und über viertausend Francs verloren. Als er dann dem Grafen sein Leid klagen wollte, bemerkte er, daß dieser längt fort war. Er überlegte gerade, ob er dem Grafen gesehen sollte, daß er mit Fräulein Aglaja gar nichts zu schaffen habe, als er plötzlich die Marchesa Albani erblickte, welche in den Spielsaal gehen wollte. Rasch stand er vor ihr: „Marchesa!“ sagte er.

Sie nickte ihm kaum mit dem Kopfe zu und wollte an ihm vorbei.

„Entschuldigung, schöne Frau,“ sagte er, „ich habe Ihnen eine Erklärung zu geben. Ihr Groll nötigt mich, etwas auszusprechen, was ich gerne verschwiegen hätte.“

„Das klingt ja ganz geheimnißvoll,“ sagte die Marchesa, die wirklich neugierig wurde. „Wohlan, Sie verlangen es, ich höre.“

„Die Frau, für die ich mich geschlagen habe —“

„Sie kommen wieder darauf zurück!“

„Ich komme so lange darauf zurück, bis Sie Ihr Unrecht eingesehen haben und mir zur Verzeihung das schönste der Händchen reichen, das je ein Mann ersehnt hat.“

„Sie werden wieder ohne Not überschwänglich! Kommen wir zur Sache. Also jene Frau —“

„War meine Schwester.“

„Ihre Schwester?“

„Frau von Langlois. Ein Unverschämter beleidigte sie, ich wies ihn zurecht und aus der Sache wurde ein Duell. Das ist mein ganzes Verbrechen, nichts belastet sonst mein Gewissen, und dafür soll ich büßen, deshalb soll ich Ihre Gnade verlieren.“

„Ja, wenn es so ist,“ sagte die Marchesa noch zweifelnd. „Fragen Sie meine Schwester selbst. Sie wird Ihnen bestätigen, was ich sagte, wird Ihnen die ganze Geschichte ausführlicher erzählen. Sie sehen, Ihre Eifersucht war gegenstandslos.“

„Das ist wahr!“ lachte die schöne Frau. „Armer Baron! Aber ich will das Geschehene gut machen. Legen Sie mir eine Buße auf.“

„Eine Buße?“

„Ich will mich jeder Buße unterziehen, um Sie von meiner Reue zu überzeugen.“

„Ich wüßte eine vortreffliche Buße,“ sagte er und flüsterte ihr rasch etwas ins Ohr.

„O Baron!“

„Und zwar noch heute.“

„Sie fordern zu viel.“

„Wenn Sie mir den Kuß nicht vor der Verlobung geben wollen, was hindert Sie, die Verlobung noch heute zu vollziehen? Ihr Trauerjahr ist längst um und Sie erfüllen damit meinen sehnlichsten Wunsch.“

„Ah, wenn Sie Ihre Forderung auf diese Weise amendieren — darüber läßt sich reden.“

„Mir ist es so noch lieber,“ sagte er. Und dabei dachte er: „Himmel, wird das ein diplomatisches Kunststück sein, wenn ich diesen Staatsvertrag abgeschlossen habe!“

Sie begaben sich auf die Terrasse, wo sie bald Aglaja und Clarisse bemerkten. Frau von Langlois unterhielt sich

eben mit Signor Torloni, während Aglaja mit Stefanoff und Verteuil konversierte.

„Ja, mein Herr,“ sagte Clarisse zu dem Italiener, „Ihr System hat sich prächtig bewährt. Ich habe mein Geld verloren.“

„In Monte-Carlo ist alles möglich!“ sagte Signor Torloni mit einer resignierten Miene.

„Doch hat es nichts zu sagen,“ fügte sie hinzu. „Ich habe in Spielhause doch mein Glück gefunden.“ Und sie richtete einen zärtlichen Blick auf Robert.

„Ah so!“ sagte das graue Männchen, das sofort die Sache begriff. „Ja dann ist es mir klar, warum Sie die Geheimnisse des Glückes am grünen Tische nicht ergründen konnten. Die Liebe ist eine höhere Gewalt, welche alle Wissenschaft zu schanden macht. Die Liebe ist eine Gefahr.“

„Er weiß es gar nicht, der Unglückliche, welche Wahrheiten er spricht,“ flüsterte Frau von Langlois ihrem Verlobten zu.

Als die Marchesa auf Clarisse zutrat, schloß sich Torloni der Gruppe der Männer an. Die beiden Frauen begrüßten sich auf das Herzlichste.

„Sie müssen die letzten Tage in großen Aufregungen verbracht haben,“ sagte die Marchesa. „Ihr Bruder hat sich geschlagen —“

„Sie wissen also? Es ist sehr schön vom Baron, daß er sich meiner wegen geschlagen hat, denn — es ist Zeit, daß ich es Ihnen gestehe — er ist gar nicht mein Bruder.“

Die Marchesa starrte sie überrascht an.

„Es besteht gar keine Verwandtschaft zwischen uns.“

Der Baron bemerkte zum Glück nicht den Zornesblick, der aus dem Auge der römischen Gräfin schoß. Es war klar, er hatte sie hintergangen und perfid belogen. Sie wandte sich ärgerlich zu Frau von Langlois. „Ja, wenn er nicht Ihr Verwandter ist,“ sagte sie, „was ist er denn? Und warum nimmt er sich Ihrer so hingebungsvoll an?“

„Er ist nur ein alter Bekannter von mir, wollte mir Ritterdienste erweisen und wählte diese Form, um die Zudringlichen von mir fern zu halten.“

„Um die Zudringlichen von Ihnen fern zu halten?“ fragte die Marchesa befremdet. „Er scheint ein lebhaftes Interesse daran zu haben.“

Frau von Langlois bemerkte nicht die anzügliche Spitze der Rede. „Ah, Marchesa,“ sagte sie, „was litt ich am Tage dieses Duells. Ich zitterte und bebte —“

„Das ist natürlich. Sein Leben schwebte in Gefahr.“

„Nicht nur das Leben des Freundes, dem ich Dank schuldig bin, sondern auch das Leben des Mannes, den ich liebe.“

Die Marchesa verstand sie nicht recht. Meinte sie mit dem letztern auch den Baron oder einen andern? „Des Mannes, den sie lieben?“ fragte sie.

„Sein Gegner war der Mann, den ich liebe.“

Ein Alp fiel der Gräfin von der Brust. Sie atmete tief auf.

„Denken Sie,“ fuhr Clarisse fort, „wenn er Robert getötet hätte — aus Freundschaft zu mir! Es wäre zu absurd gewesen! Doch erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mann vorstelle, dessen Namen ich binnen Kurzem tragen werde.“

Damit rief Clarisse Robert herbei und stellte ihn der Marchesa vor.

„Ah,“ sagte der junge Mann, „Sie sind nach Nizza gekommen, um für die Schönheit der römischen Frauen Reklame zu machen.“

„Ich weiß,“ sagte die Marchesa lächelnd, „Sie ziehen die Französinen vor.“ Und im Stillen dachte sie: „Für das artige Kompliment wäre ihm beinahe der Säbelhieb zu verzeihen.“

Der Baron aber sollte das Komödientpiel, das er mit ihr getrieben, büßen. Sie rief ihn herbei.

„Ich erfahre erst jetzt,“ sagte sie mit einem Blicke auf Robert, „wer Ihr Gegner gewesen ist. Frau von Langlois hat mir zum größern Ruhme Ihrer Ritterlichkeit sogar mitgeteilt, daß Sie — gar nicht ihr Bruder sind.“

Der Baron erblaßte. Nun war er in der Tinte. Die größte Verlegenheit malte sich in seinen Zügen. „In der That — obwohl — ich —“ stotterte er, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Alle diplomatische Fingirtheit hatte ihn bei diesem letzten Schlag verlassen. Und nun begannen die beiden Damen, die eine absichtlich, die andere unabsichtlich, die eine mit feiner Ironie, die anderen voll Dankbarkeit, sein Lob zu singen. Sie sammelten feurige Kohlen auf sein Haupt.

Endlich fand es die Marchesa an der Zeit, der Pein ihres Verehrers, der sie nicht anzublicken wagte, ein Ende zu machen. Sie erhob sich und trat auf ihn zu.

„Aber ich weiß auch,“ sagte sie, „wie uneigennützig Ihr Verhältnis zu unserer künftigen Frau von Verteuil gewesen ist.“

„Ah, Marchesa, Sie wissen es?“

„Und ich werde dafür sorgen,“ fügte sie hinzu, indem sie ihm die Hand reichte, „daß er sich von allem Mißgeschick, das ihm widerfahren ist, recht bald erholt.“

„Marchesa,“ rief der Baron, ihr bewegt die Hand küßend, „Sie sind ein Engel!“

Auch Stefanoff drückte ihm für seine Haltung Anerkennung aus. Der arme Baron war ganz glücklich. Sogar Aglaja drückte ihm die Hand.

„Sie haben ihn also doch gefunden?“ fragte Blumer launig. „Ich wollte ihn aus dem Wege schaffen.“

„Sie sind im Grunde ein böser Mensch!“

„Er ist mir aber durchgebrannt,“ fuhr der Baron fort. „Es war nicht meine Schuld. Daß ich aber nicht gar so



Hero. Von M. Spieler.

böse bin, können Sie daraus ersehen, daß — ich ihm Ihre Hand zugesagt habe.“

„Was war zu thun?“ fragte das junge Mädchen lächelnd. „Ich wollte nicht widersprechen.“

An demselben Abend wurde eine dreifache Verlobung in Nizza gefeiert. Es wurde ein schönes, kleines Fest, bei dem drei frohe Paare die Gläser auf ihr Glück leerten. Clarisse und Verteuil beschloffen, noch einige Tage in Nizza zu bleiben, vornehmlich auf das Betreiben Roberts, welcher noch eine kleine Schuld zu ordnen hatte.

12.

Die Schuld, die wir eben erwähnten, war eine Schuld gegen Fräulein Hortense, der er wirkliches Herzeleid verursacht hatte. Das blonde kleine Fräulein war ganz blaß geworden und hatte rotgeweinte Augen. Er fand sie am nächsten Tage wieder an ihrem Lieblingsplätzchen, wo sie die Mutter zu erwarten pflegte, welche die Heilbäder gebrauchte. Fräulein Hortense füllte die Luft mit ihren Seufzern. Als sie Robert erblickte, sagte sie: „Lieber Herr de Verteuil, Sie kommen eben recht. Ich möchte Sie etwas fragen.“

„Befehlen Sie, mein Fräulein!“

„Es betrifft eine Bemerkung, die Sie jüngst gemacht haben. Kennen Sie jene — Mimi, von der Sie jüngst gesprochen haben?“

„Wenn Sie versprechen, mir nicht böse zu sein, will ich Ihnen ein Geständnis machen.“

„Ach, ich kenne bereits alle Ihre Geständnisse auswendig.“

„Dieses nicht. Aber nicht böse sein! Jene Mimi —“

„Nun?“

„Ist nur ein Gebild meiner Phantasie.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ist meine Erfindung. Ich selbst war es, der auf ein gewisses Abo Blatt einen gewissen Brief an den teuren Léon schrieb.“

„Abjehulich!“ rief das junge Mädchen entrüstet aus.

„Ich bitte: Sie haben versprochen, nicht böse zu sein! Ich habe dem Cousin diese Mimi angedichtet — es war eine Revanche für den schlimmen Streich, den er mir bei Ihnen gespielt hat. Er duldet gegenwärtig unschuldig.“

Fräulein Hortense lachte wieder. „Der arme Léon!“ rief sie, glücklich über die frohe Lösung ihres Liebesdramas.

„Nun haben Sie Ihre gute Laune wieder,“ sagte Robert. „Das freut mich! Ich will Ihnen noch einen guten Rat geben. Erzählen Sie Ihrem Léon nichts von meinem Geständnisse. Verzeihen Sie ihm gnädig seine Verirrung, aber erzählen Sie ihm nichts; das Gespenst dieser Mimi Chocolat kann Ihnen noch sehr gute Dienste erweisen. Wenn der Gemann nicht galant ist, klagen Sie, er habe wieder eine Mimi Chocolat gefunden! Wenn er eifersüchtig ist, halten Sie ihm Mimi Chocolat vor! Wenn er sich brav aufführen soll, versprechen Sie, ihm Chocolade zu kochen! Rächen Sie mich an ihm! Machen Sie Mimi Chocolat zur Pein seines Lebens.“

„Nicht zur Pein, aber zur Warnung!“ sagte Fräulein Hortense ernst.

„Ah,“ dachte Robert, „sie geht schon darauf ein.“

Er übernahm es auch, Léon herbeizuschaffen, der sich gar nicht mehr in die Nähe der erzürnten Hortense wagte. Es kostete Robert viel Mühe, bis er den eingeschüchterten Liebhaber überredete, wieder vor seiner Dame zu erscheinen.

„Junger Mann,“ sagte er schließlich, „ich habe ein gutes Wort für Sie eingelegt. Ich bin gewiß, man wird Ihnen Ihre Verirrung verzeihen!“

„Wäre es wahr?“ rief Léon. „Welches Glück! Hortense könnte mir die Verirrung verzeihen, die ich nicht begangen habe?“

„Ja, das will sie, die gute Seele!“ sagte Robert. „Sie haben ihr viel Kummer bereitet; Sie werden es an ihren rotgeweinten Augen sehen. Und die kostbaren Thränen flossen Ihre Willen. Sie verdienen so viel Nachsicht gar nicht! Aber nun kommen Sie!“

So erschien Léon de Fleury wieder vor der geliebten Cousine. Er brachte stotternd eine Entschuldigung seines Fernbleibens in den letzten Tagen vor.

„Sind Sie vielleicht noch immer mit jener — Mimi beschäftigt?“ fragte Hortense.

„Können Sie das wirklich glauben?“

„Haben Sie wenigstens das für einen Schuljungen höchst unstatthafte Verhältnis gelöst?“

„Vollständig!“ rief Léon mit Eifer, glücklich, die Geliebte irgendwie verbinden zu können.

„Ich glaube Ihnen,“ sagte Hortense, „sonst hätten Sie wohl kaum gewagt, mich wieder aufzusuchen.“

„Lieber Hortense,“ sagte der arme Junge, zärtlich die Hand küßend, die man ihm überließ, „wenn Sie mich nur lieben!“

„Da nehmen Sie!“ lächelte Hortense und nahm aus einer Düte zwei Bonbons in bunten Papierchen. „Blau und braun, Ihre Lieblingsfarben!“

Mimi Chocolat aber störte nicht mehr ihr Glück, als Hortense und Léon nach Jahr und Tag Mann und Frau wurden.

Hero.

(Siehe die Illustration.)

An des Turmes Zinnenkranz, ragend ob des Pontos Flut, Lehnt in roten Abends Glanze Hero stumm in trübem Mut. Laßend über dunklen Brauen lagert ahnungsvolles Weh, Ihre heißen Augen schauen abwärts bald und bald zur Höh. Sieh! am Himmel, schwarzumzogen, Zwielficht eben bang erlischt, Drohend schwebend schwere Bogen jetzt zum Ufer weisen Sicht. Nun versinkt in Sturmesthronen fern Abydos ihrem Blick, Keines trauten Sterns Gefunkel strahlt ihr Mut ins Herz zurück. Kreischend flattern flügelschlagend weiße Möven übers Meer — Ach! es tönt, als käme klagend banges Hilfschrei'n daher! Zweifeln Hoffen, wild Verzagen wühlen ihr in Herz und Sinn, Und es steht in heißen Klagen Aphroditens Priesterin: „Fürchtbar ist des Sturmes Drohen, Niolos, du gnäd'ger Gott! O, vom Felsenitz, dem hohen, zügle ihn mit Nachtgebot! Durch die schon empörten Wellen schwimmt Leander kühn daher, Heiße Lieb' hat ihn gezogen, ist allein ihm Hilf' und Wehr. Säntze drum des Meeres Welle, helle mild der Wolken Nacht, Daß an Klippen nicht zerschelle seiner Glieder Wunderpracht. Schone auch in meinen Händen schwacher Lampe Lichteschein, Ach! des Liebsten Blide wenden hoffend sich zu ihm allein. Am bekränzten Opfersteine morgen in des Frührots Glut Flicht, zu duft'gem Schierweine, dir als Dank der Lämmer Blut!“ Weh! der Lippe flüsternd Beben, ihres Herzens tiefe Not, Ihrer Augen suchend Streben rühren nicht den harten Gott. Tausend kommt der Sturm gestogen, — jäh erlischt der Lampe Licht, Überfügend wilde Bogen tragen ach! den Schwimmer nicht. Durch der Lüfte heulend Sausen tönt empor zu Turmes Höh Bilder Rotschrei — stirbt im Brausen — hin ist Liebeswonn' und Weh!

Ludwig Biemssen.

betreffend den Sieg von Tel-el-Kebir und die Wohlerhaltung des teuren Sohnes, Herzogs von Connaught, mitgeteilt; — jeder erregende Moment, ja jeder Tag, jede Stunde fast findet die geliebte Tochter an der Seite der Mutter und unermüdetlich in der zärtlichen Sorge um deren Wohlbeständen!

Eine so innige Verknüpfung beider Lebenslinien macht es erklärlich, daß die Königin ihre Zustimmung zur Verlobung der Prinzessin mit dem Prinzen Heinrich Moritz v. Battenberg, Cousin des Großherzogs von Hessen, Schwagers der Prinzessin, wie die Zeitungen meldeten, nur unter der Bedingung zu geben vermochte, daß ihr die geliebte Tochter damit nicht ganz entzogen würde: das junge Paar wird also in nächster Nähe der Königin leben und derselben, wie bisher, so auch den Rest ihres Lebens durch sorgende Liebe erquicklich verschönern.

Mittelalterliches Interieur (s. d. Illustration). Das sehr ansprechend komponierte Bild von M. Spieler gewährt einen hübschen Blick in das Innere einer mittelalterlichen Wirtschaft etwa um das Ende des 15. Jahrhunderts. Die dargestellten Räume mit ihrer malerischen Ausstattung haben etwas ungemein Trauliches und der Beschauer begreift, daß es den kriegerischen Gesellen im Hinterstübchen, das durch die halbverhängten Augenklappen ein angenehm gedämpftes Licht erhält, bei gefüllten Kannen und anregendem „Karnöffel-Spiel“ außerordentlich behaglich zu Mute ist. Zeugnis dessen wird ohne Zweifel manch lustiges Wort sein, das zwischen ihnen fällt; auch vielleicht manch anerkennendes über die hübsche junge Wirtin, die so gut für die leiblichen Bedürfnisse eines „frommen Kriegsknechtes“ zu sorgen weiß und eben wieder zum Kellerfaß wandelt, die hohe Schleifanne von neuem mit starkem Gimbeder Bier zu füllen. Daß sie dabei unterwegs einen Augenblick stille steht, ein halbes Lächeln um Auge und Lippe, kommt wahrcheinlich auf Rechnung eben dieser „anerkennenden Worte“; hört es sich doch gar zu gut an, wenn man unversehens auf eine freundlich lobende Würdigung unserer Tugenden stößt, und man hat's meistens nicht allzu eilig, diesen Genuß abzukürzen! Zumal wenn er von den Lippen so wackerer und „freudiger Kriegsknaben“ kommt! — Ja, ja! L. B.

Von der Berliner Musiksaison.

Wir befinden uns heute in der ganz besonders angenehmen Lage, von einer Operette zu berichten, deren Besuch jeder jungen Dame ohne Bedenken angeraten werden darf. Das Bahnhalla-Theater hat eine solche gebracht: „Der Feldprediger“, Text von G. Wittmann und Wohlmuth. Seitdem die frühere französische komische Oper und das deutsche Singspiel — das Vorzügliche am besten vertreten hatte — der niedrigeren Gattung der „Operette“ weichen mußte, ist kein Verbuch geschrieben worden, wie das eben genannte, so voll Humor, komischer Szenen, und dennoch so vollkommen allen Gesetzen des besten Anstandes genügend. Schon die Wahl des Stoffes unterscheidet es von allen andern auf das vorteilhafteste. Die Handlung spielt in der Zeit der glorreichen Erhebung des preussischen Volkes gegen die französische Unterdrückung in den Jahren 1812/13. Da ist der Amtmann eines kleinen Grenzstädtchens, der da glaubt, ein politisches „Genie“ zu sein, wenn er alle Tage die Gesinnung wechselt je nach dem Wechsel der Verhältnisse; kamen die Franzosen, so läßt er den Kaiser Napoleon hoch leben und hängt dessen Bild über sein Hausthor, erscheinen die Russen, dann preiset er den Beherrscher aller Reußen und wendet schnell das Bild, auf dessen Rückseite der Zar gemalt ist. Nur echte deutsche Gesinnung hegt er nicht! Um seine Töchter vor allen Zudringlichkeiten durchziehender Militärs zu wahren, scheidet er sie in eine Bekleidung, in welcher sie so häßlich erscheinen, daß der Zweck vollkommen erreicht wird. Während nun alle möglichen Einquartierungen in dem Städtchen angekündigt, für deren Unterkunft der Amtmann zu sorgen hat, erscheint ein junger Feldprediger, der nach Hause reisen will. Unter dem geistlichen Auseren aber verbirgt sich ein preussischer Offizier, Hellwig, der im Lande herumreist, um die Vaterlandsfreunde zur Erhebung gegen die fremde Tyrannei zu ermahnen. Die Franzosen sind bereits von seiner Abreise von Königsberg und seinen Absichten unterrichtet; glücklicherweise stellt ihnen sein Signalement; und als der französische Offizier dem Amtmann aufgibt, nach diesem Hellwig zu forschen und ihn womöglich zu fangen und dem Kriegsgericht zu überliefern, erklärt der Feldprediger, daß er den Gesuchten kenne und dessen Person beschreiben könne; und nun diktiert er dem feilen Amtmann eine Beschreibung in die Feder, die ganz und gar auf den Amtmann selbst paßt! Der junge Feldprediger entdeckt auch, daß die Töchter des Amtmanns verkleidet sind; als beim Abendbrot der Amtmann und die Haushälterin über den Sorgen einschlafen, schlief auch Hellwig die Augen. Die Mädchen werfen ihre Bekleidung ab und scherzen; da tritt der junge Mann vor sie, erklärt ihnen, wer er ist und was er für das Vaterland beabsichtigt, und bittet um ihre Unterstützung. Zugleich entbrennt er in Liebe für die jüngere Schwester, während die ältere heimlich mit seinem Freunde Kühnwald verlobt ist. Diesen hat Hellwig eben aus der Gefangenschaft der Franzosen befreit und führt ihn der Beglückten zu. Nach und nach sammelt sich die Patrioten in allerhand Bekleidung in dem Städtchen und der Umgebung. Im entscheidenden Moment, als die Franzosen den Amtmann als den vermeintlichen Hellwig wegführen wollen, erschallen die preussischen Hörner vor den Thoren, Hellwig und seine Verbündeten stürzen bewaffnet aus den Häusern, preussische Krieger bringen in die Stadt und die Franzosen werden gefangen. Hellwig und Kühnwald ziehen in den Entscheidungskampf, kehren aber bald zurück und vermählen sich mit den geliebten Mädchen. Neben dieser schönen ernsten Handlung laufen eine ganze Masse komischer schnurriger Zwischenfälle. Der Gemeinbediener Piffrow (nebenbei Ausrömmeler, Nachwächter, Barbier, Schneider u. s. w.) belauscht eine wandernde Schauspielertruppe, die Schillers „Räuber“ in einer Scheune studiert,



Prinzessin Beatrice von Großbritannien als Braut.

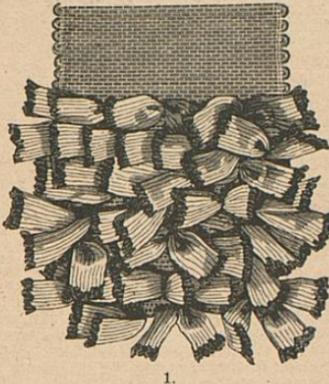
Am 14. April 1857 wurde dem Prinz-Gemahl Albert von der Königin Victoria eine Tochter, das letzte Kind aus glücklichster Ehe, geboren und mit tausend Freuden begrüßt. Sie empfing in der Taufe die Namen Beatrice Mary Victoria Feodora und entwickelte sich zum Entzücken der Eltern in lieblichster Weise. Die Freude an ihrem drollig-zärtlichen Wesen verjüngte dem edlen Vater die letzten von Sorgen, Arbeiten und Mühen vielfach verbitterten Lebensjahre, und dieser Umstand legte die Kleine nach des Prinzen frühem Hinscheiden nur um so inniger der königlichen Mutter ans Herz. Von dem zärtlichen Verhältnis zwischen beiden legen namentlich die „Neuen Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862—1882“ den erquicklichsten Beweis ab. Da ist fast keine Tages-Aufzeichnung der Königin, die des jüngsten Kindes nicht Erwähnung thäte, und fast nie geschieht es, ohne Hinzufügung eines zärtlichen Beiwortes. In den ersten Jahren ist daselbe „das süße Baby“, das „herzige Baby“, das „geliebte Baby“; später die „teure Beatrice“, die „süße Beatrice“, „Liebling Beatrice“ u. s. w. Mutter und Tochter sind unzertrennlich: so wächst die junge Prinzessin unter dem zärtlich überwachenden Auge der Königin bei vorzüglichem Unterricht zu einem lebenswürdigen, talentvollen, wohlunterrichteten Mädchen heran und trägt, zumal seit der Verlobung der älteren Schwester Luisa mit dem Marquis von Forne (3. Oktober 1870) allgemach das Wohl und Befagen der von Leiden und Kümernissen vielfach heimgesuchten Mutter in ihren zarten Mädchenhänden. Immer unentbehrlicher wird sie der Königin, je mehr dieselbe altert; immer inniger wird die Beziehung zwischen beiden. An allem, was die Mutter in Freude und Leid bewegt, an allen Beschäftigungen und Zerstreuungen, an literarischen und Kunstübungen nimmt sie unablässig teil. Sie fährt und reitet mit der Mutter aus, sie liest ihr vor, sie spielt mit ihr vierhändig Klavier, sie skizziert und malt in Gemeinschaft mit ihr; beide gehen zusammen in die Kirche, lesen daheim ihre Gebete miteinander, besuchen zusammen Kranke und Sterbende, pflanzen zusammen Bäume an festlichen Tagen und tauschen jede Empfindung miteinander aus. Prinzessin Beatrice ist es, die der Mutter in Balmoral die erschütternde Depesche vom 19. Juni 1879 aus Cape Town vom Tode des Prinzen Napoleon überbringt und vorliest, beide in Thränen und Kummer aufgelöst; in der Prinzessin Zimmer wird der zagenen königlichen Mutter die tröstliche Depesche vom 13. September 1882 aus Ismailia,

hätt Moller, Schweizer, Schusterle, Spiegelberg für lauter Verschwörer und den Karl Moor für den gesühten Hellwig, packt und führt ihn vor den Amtmann. Seine Erzählung und die Zitate aus ihren „Räubern“, die er für Verschwörungsreden hält, sind von unwiderstehlicher Komik, die ihren Höhepunkt erreicht, als Karl Moor vorgeführt wird im spanischen Kostüm und im reinsten sächsischen Dialekt seine Unschuld und seine große Kunstleistung zu erkennen giebt.

Wir haben absichtlich den Inhalt der Handlung etwas ausführlich erzählt, weil hierdurch der beste Beweis gegeben wird für unsere beim Beginn des Artikels aufgestellte Behauptung, daß auch junge wohlherzogene Damen den „Zeldprediger“ sehen können. Von der Musik dürfen sie allerdings nicht viel erwarten. Diese steht nicht auf der Höhe des Terzbuches, bewegt sich vielmehr im althergebrachten Operettengeleise, das sie nur in wenigen mehrstimmigen Gesängen verläßt. Diese besitzen in der That musikalischen Wert und nähern sich der Gattung der heiteren Oper; die Einzelgesänge gehören noch jener der „Operette“ an, die sich in kurzen Rhythmen und in Wasserformen ausdrückt. Der Erfolg des „Zeldprediger“ war ein stürmischer, manchmal geradezu jubelnder, an dem allerdings das Terzbuch den größten Anteil hat. Die Aufführung ist eine vorzügliche; auch die ganz historischen Kostüme und die Dekorationen verdienen großes Lob.

Zu gleicher Zeit mit dieser Operette gewann auch eine größere Oper besseren Inhaltes einen Erfolg, „Der Trompeter von Säckingen“ von Kessler, Text von Bunge, ward in der königl. Oper gegeben. Den Inhalt wird wohl jede Leserin erraten, denn welche kennt nicht Scheffels herrliche Dichtung? Nur dürfen wir nicht verschweigen, daß der Textdichter, Herr Bunge, einerseits manche der schönsten Momente weniger poetisch verändert, dagegen andererseits heitere Szenen recht glücklich erfunden hat. Zu den Mißgriffen rechnen wir, daß er den Trompeter als ein in der Jugend von Zigeunern geraubtes Grafenkind erkennen läßt, gegen dessen Verbindung mit einem adeligen Fräulein dessen Vater nichts mehr einzuwenden hat; besonders aber, daß dessen Vater die Liebe Berners zu seiner Tochter nicht, wie in der Dichtung, durch das junge Mannes freimütige Werbung erfährt, sondern durch eine alte Gräfin auf seinem Schlosse, die ihn von der Liebe der jungen Leute in Kenntnis setzt und hinterdrein den Berner als ihren Sohn erkennt; so ist eine der schönsten Szenen der Dichtung recht prosaisch umgewandelt. Dagegen sind der alte Freiherr, dann der Werber aus Franken, Graf Damian, und ein alter Landsknecht recht frisch und wirksam gezeichnet. Die Musik ist im ganzen recht fließend und sangbar, erhebt sich aber nirgends über die Gattung des gemütlich Empfindsamen des Abt-Kückenschen Liedes. Das Vorspiel, in welchem der Berner als Student mit seinen Kommilitonen sich als Landsknecht anwerben läßt, ist recht geschickt und wirksam komponiert. Der Abschied der Liebenden, bei welchem der Textdichter die Originalverse Scheffels aus den Liedern Berners benutzte, hat sehr ansprechende Musik. Die Oper hat bereits auf mehreren deutschen Bühnen sehr guten Erfolg errungen und wird einen solchen wohl überall erlangen, weil der Stoff sehr populär und die Musik recht verständlich gehalten ist. Höheres darf man von ihr nicht erwarten. H. C.

Verpflichtung ziemlich bedeutender Weite auferlegt, und nicht selten finden wir an einzelnen Mänteln vorn seitwärts, sowie bisher hinten faltige Stoffteile eingeseht. Daß die herrschende Moderrichtung den hinteren Mantelteil sehr faltig verlangt, versteht sich von selbst, und zwar beginnen die Faltenteile dort einige Cent. über dem Taillenschluß, während sie vorn in der Kniegegend einsehen. Eine besondere Eleganz drückt sich an den Mänteln im Futter und der übrigen Ausstattung aus. Sie sind meist mit farbiger surah, seibener Glacé, farbigem gemusterten Foulard oder changeant merveilleux versehen und die indifferenten Farben treten eigentlich darin zurück gegen rot, rot und weiß und rotbraun. Der Effekt ist somit durch ein feines Raffinement bewirkt, da die Mantelstoffe selbst durchaus nichts Auffälliges oder Erklusives zur Schau tragen. Mit ebenso feiner Berechnung sind die Garnituren gewählt und ausgeführt. Einerseits spielt der Sammet, als Einzeile am Vorder- und Rückenteil den Armel umgebend, eine originelle Rolle; dann aber reiche Kurbelstickerie in Seide, Stickerie aus melierter Chenille, wollene Guipurespitze und neuestens eine Handpitze aus schmaler und breiterer wollener Flachstige in der Art der Vorbüden aus point-lace-Band genäht. In hellem Ton gehalten und auf einer Unterlage von dunklerem Sammet garniert diese Spitze besonders schön den bis zum unteren Rande reichenden Revers der Vorderseite und die Armlaufschläge an einzelnen Mänteln. Eine neue Garnitur auch, die an Federnbordüre erinnert, ist eine Nische aus kurzen Enden an den Querseiten ausgefärbter Seidenlitze, welche in ihrer Mitte zusammengefaßt, einem Fond eingewebt sind und dem Stehragen und den Armeln am Außenrande aufgenäht wird (s. Abb. 1). An den eleganten Mänteln dieses Genres hat man von der Dreizeh und dem quadrieren Salon völlig abgesehen, an dem einfachen Genre und solchen, die ausschließlich für Abendmäntel gelten oder auch den Regenmantel ersetzen sollen, wird sie noch gewürdigt, doch neigt sich ihr Dasein überhaupt dem Ende entgegen. Auch für die kurzen jugendlichen Paletots, die im Frühjahr zu Straßenkostümen obligatorisch sein werden und, wie die Mäntel, aus Schleifengarnstoff konfektioniert sind, dienen sie noch als passender Ausputz, dem sich ganz im Gegentheil zu früher sehr große Knöpfe beigefügen. In ihrer Größe schon auffällig, sind sie es noch mehr durch die Dessins und das oft für ihre Herstellung gewählte Material. Leder in Metallrand, geschnittenes, farbig schillerndes Perlmutter, Holz mit Metallauflage, durchbrochene Metallknöpfe etc. und dazu bizarre Dessins jeder Gattung darauf (Abb. 2 und 3).



1.



2.



3.

Von den kleinen Mänteln und Mantelets in Mantillen- und Scharpeform (s. Abb. 4 und 5) kann ich mit Bestimmtheit heute nur sagen, daß auch hierfür die Handpitze aus Lise, sowie die Stickerie der Kurbelmaschine fruchtbares Feld gefunden hat, ja daß sogar der ganze Fond solcher Mantelets aus Spitzenstoff hergestellt und mit farbigem Futter versehen wird. Was bei weiterer Entwicklung der Jahreszeit die Mode bringen wird, darf heute noch nicht enträtselt werden, doch sei



4.

5.

den Witzbegierigen noch zuletzt die Mitteilung gewidmet, daß Persengrenadine der neueste Stoff für sommerliche Konfektions ist. Bezugsquelle für Mäntelstoffe, für sämtliche Besatzartikel, sowie für fertige Mäntel: Berlin, Modebazar Gerjon u. Co.

Von einer unserer ersten Modistinnen sahen wir ein reizendes Ballkleid, welches für eine junge Prinzessin bestellt und eben

fertig geworden war. Der Fond des runden Kleides, welches ohne Schleppe gehalten war, bestand aus hangierendem Atlas in Hellrosa und Hellblau. Hierüber ruhte ein zweiter Rock aus doppeltem hellblauen Seidentüll, aus dessen rechter Seite man ein spitzes Dreieck ausgeschnitten hatte, so daß der Atlas sichtbar wurde. Als Oberkleid folgte ein dritter Rock aus feiner hellblauer gestreifter orientalischer Seidengaze, in welcher schmale durchsichtige und feste Streifen abwechselten, die überdies mit Rosen aus rosa Chenille mit braunen Stielen und grün schattierten Blättern besetzt war. Die Form dieses Oberkleides war so, daß es, nachdem es auf den Seiten und vorn in regelmäßige Falten gelegt war, gleichfalls mit seinem Rande ein offenes Dreieck auf der rechten Seite beschrieb, wodurch die drei verschiedenen Stoffstufen sichtbar wurden. Hinten hatte man den Rock aus dem Taillenschluß heraus in drei große Puffen aus blauem Tüll arrangiert, die unten in einem reich gefalteten offenen Stück ausfielen und dreimal mit vollen Rosenbouquets gehalten waren. Die Taille aus hangierendem Atlasfond, mit gestickter Gaze bezogen, schloß um den tiefen spitzen Vorder- und Hinterauschnitt mit einer Berthe aus hellblauem gepufften Seidentüll ab; die Armele wurden durch blaue Tüllpuffen mit Rosen erseht. Kleine hellblaue Federn und Rosen waren für den Kopfschmuck bestimmt.

Beschreibung des kolorierten Stahlbildes vom 1. März.

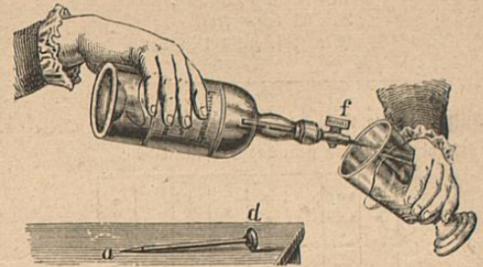
Fig. 1. Matiné. Der 216 Cent. weite Rock aus satin merveilleux ist am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten, in Talfalten geordneten Frisur von gleichem satin in doppelter Stofflage begrenzt und oberhalb derselben auf der Vorder- und Seitenbahn mit zwei, auf der Hinterbahn mit drei je 37 Cent. breiten, in Falten gereihten Volants von crème-farbener Lamaspitze ausgestattet; außerdem hat man auf der vorderen Rockbahn in erschlicher Weise 13 Cent. breite gleiche Spitze angebracht. Das Oberkleid aus Sammet ist mit über dünner Wattenlage in Carreau durchstaptem satin merveilleux als Futter versehen und längs des vorderen Randes reversartig nach der Außenseite umgelegt; hinten ist dem Oberkleid eine breite Spitze eingeseht, welche den vierten hinteren Volant des Rockes bildet. Eine Sammetfrisur mit Spitze, deren Aufsatz eine Maraboutbordüre deckt, garniert den unteren Rand der Armele; gleiche Bordüre vervollständigt die Garnitur der Matiné, welche zum Schließen mit Knöpfen und einer Knopfschuppe versehen ist.



Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock aus Seidenstoff ist am unteren Rande 220 Cent. weit und auf den Vorder- und Seitenbahnen 80, auf der Hinterbahn 30 Cent. hoch mit Sammet besetzt. Eine 290 Cent. lange, 48 Cent. breite, mit gleichfarbigem Atlas als Futter versehene Bahn aus Sammet überdeckt, eckigartig arrangiert die hintere Rockbahn und ist dem Oberkleid aufgeheft; letzteres aus Kaschmir hat man mit Stickerie von Seidenschuur und Metallfäden ausgestattet, mit einem in Falten geordneten Laß, sowie mit Schoßteilen von Sammet verbunden und zum Schließen mit Haken und Ösen versehen. Revers aus gestickten Streifen und Sammet bilden die Garnitur der Armele. (Siehe die nebenstehende Rückansicht.) Gut aus weichem Filz mit Sammet und Ahren garniert.

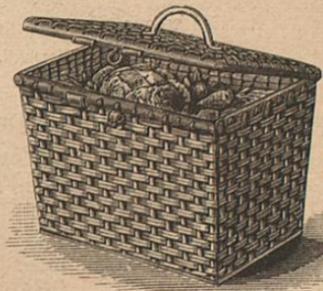
Wirtschaftsplaudereien.

Fontäne für moussierende Getränke. Diese kleine Vorrichtung empfiehlt sich zur Benutzung für Champagner, Brausefimonade, Selterwasser und andere moussierende Getränke, wenn man dieselben nur glasweise oder in kleinen Mengen, ohne die Flasche zu entleeren, trinken und den übrigen Inhalt der Flasche in unverändertem Zustande aufbewahren will. Man treibt zuerst die Spitze der Nadel (a) durch den Kork und klopft mäßig oben



auf den Knopf (d), um die ganze Hülse möglichst tief in die Flasche hineinzutreiben. Dann wird die Nadel, welche nur zum Vorbohren dient, aus der Hülse herausgezogen, die Fontäne im selben Augenblick durch den Seitenhahn (f) geschlossen und die ganze Flasche waagrecht hingelegt, oder noch besser, auf den Kopf gestellt. Sobald man den Hahn öffnet, spritzt das Getränk heraus und man kann in solcher Weise die Flasche ganz nach Belieben allmählich entleeren. Der Preis der kleinen vernickelten Fontäne beträgt 2 Mark.

Neuer Markt- und Vorratskorb aus Blech. Der hier skizzierte Korb eignet sich sowohl für die Hausfrau bei Besorgung ihrer Markteinkäufe, wie für Landpartien, für die Jagd, Reisen u. s. w. Derselbe ist — mit Ausnahme einer Handhabe von Leder — ganz aus Blech gefertigt, nimmt wenig Raum ein, ist handlich und leicht von Gewicht, mithin bequem zu tragen, und aus dauerhaftem Material. Pressung und Lackierung des verwendeten Bleches imitieren geschickt das Korbgewebe. Besonders dürfte sich der dicht geschlossene metallene Korb zum Transport von feuchten Gegenständen, z. B. Fischen, eignen, ein Vorzug, den er vor anderen Körben voraus hat. Das hübsche und zweckmäßige Gerät sei unseren Leserinnen empfohlen; es ist — gleich der oben beschriebenen Fontäne — im Magazin des Postlieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leibzigerstr. 88, in zwei Größen vorrätig und kostet daselbst in Länge von 27 Cent. 5 Mark, in Länge von 32 Cent. 6 Mark.



Die in letztem Herbst und Winter vorherrschende Neigung für die eleganten kurzen Mäntel schien die gleiche Form als dominierend auch für die Frühjahrsaison zu verbürgen. Diese Annahme hat sich indessen nicht in vollem Umfange bewahrheitet. Vorläufig (und recht eigentlich für die undefinierbare Übergangszeit bestimmt) hält die Mode lange, weite und bequem sitzende Mäntel, welche die Toilette schützend verhüllen, für zweckmäßig. Und damit darf der Begriff von unschön keineswegs verbunden werden! Diese Mäntel, so sehr sie unter einander im Äußeren variieren, haben sämtlich ein entschieden distinguiertes Aussehen; sie sind — um damit gleichzeitig ihre Herkunft anzudeuten — durchaus „ladylike“. Mit den englischen Fabrikaten, unter denen die neuen „Schleifengarnstoffe“ einer reichen Bewertung sich erfreuen, scheinen auch mehr und mehr englische Modelle Geltung zu gewinnen; sicher ist, daß die vornehme Welt tonangebender Modestätten dem Schnitt und dem Sitz der Straßenkostüme und Konfektionen, die von der Hand englischer Schneider herrühren, neuerdings entschieden Aufmerksamkeit widmet.

Die Eigenart des halb härenen, halb wollenen Gewebes der Schleifengarnstoffe drückt sich charakteristisch in kleinen, dem Stoff lose und ungergelt aufliegenden Schlingen des Webfadens aus, der an sich aus einem Schlingengepinnnt ein- auch verschiedenfarbiger härener Fäden besteht und einer Kette aus lockerem Lama-, Vigogne- oder Schaafwolle eingewebt ist. In grauem Fond nehmen sich schwarze und weiße, in solchem von rotbrauner Farbe olive und schwarze Schlingen sehr gut aus und erinnern an fein geträufelten Krimmerstoff. Karrierte Dessins auf dunkel meliertem Grunde berühren nicht gerade sympathisch, dagegen wirken ganz einfarbige Stoffe dieser Art sehr vornehm und ruhig, denn nur durch den Glanz der härenen Schlingen markiert sich das Dessin auf dem stumpfen Wollenfond.

Neben den Schleifengarnstoffen aber excellieren augenblicklich auch noch andere grob- und feinsadige Gewebe; erstere in der Art der Bisonstoffe aus gleichem Material mit Nelsiedessins, in Muschen, Zickzacklinien etc., letztere glatteren Charakters aus feinerer Wolle, Wolle und Seide meliert, Seidenstreifen im diagonal gewebten Fond oder auch farbig jaspierete Wollendessins auf weichem mit leichtem härenen Flaum versehenem Fond. Daß alle diese Stoffe nun auch unter sich in merklich von einander abweichenden Farben und Mustern variieren, bedarf wohl keiner besonderen Betonung.

Ist nun auch die Form und der Schnitt an den Mänteln sehr mannigfaltig, so sind gleichwohl sämtliche Variationen auf den Grundgedanken des langen, völlig geschnittenen, hinten im Taillenschluß anschließenden Mantels zurückzuführen, der mit eingesehten Armeleiten, vorn meist lose und frei und faltig hinabreichend, keineswegs die Figur markiert. Der jetzt herrschende voluminöse Umfang der Röcke, die unvermeidliche Tournaire, haben also auch für diese Mäntel die

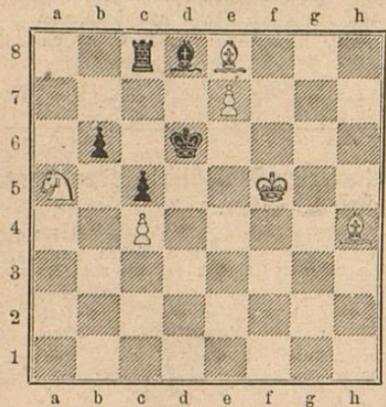


Schach.

Aufgabe Nr. 148.

Von L. P. Rees.

Schwarz.



Weiß sieht und geht mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 146 Seite 64.

- 1. D h 2 - d 2. Schwarz. 1. c 3 n d 2 - c 2. Weiß. 2. d 3 - d 4 oder D d 2 - a 5 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. K f 5 - e 5. Weiß. 2. T b 6 - b 5 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. B e 1 b 6 anders. Weiß. 2. D d 2 - f 4 oder - g 5 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 43.

Die Verteilung der Blumenmuster.

In einen hellen Teppich, der die Form eines Vierecks hat, sollen die Muster von zwanzig Blumen so eingewirkt werden, daß das Muster jeder einzelnen Blume innerhalb eines Dreiecks liegt. Außerdem ist aber bestimmt, daß sämtliche Dreiecke genau von gleicher Größe sein müssen.

Wie verfährt man, um diese Verteilung zu vollziehen?

Rätsel (zweifelhig).

Wein erstes brauchen viele nur fürs Essen, Obgleich's auch spricht und singt und lacht, Und sonderlich bei Festen und Kongressen Ist seine Kunst erfolgreich geltend macht. Wein zweites, in der Küche dienstbeflissen, Steht man's dem ersten keine Kräfte weihen, Nur sein Zubiel ist schädlich, wie wir wissen, Weil dann der Drei wird leicht verjälzen sein. Und aus der Küche leuchtet auch mein Ganzes, Als edle Art des zweiten weiß hervor, Und wirkt auf dem Schauplatz seines Glanzes Als des Geschmacks bekannter Matador. Der größten Tafel ist es unentbehrlich, Würzt manchem Fürsten selbst sein Leibgericht. Nun rathe, lieber Leser! aber ehrlich Will ich geteihn - ein Mundloch bin ich nicht!

M.

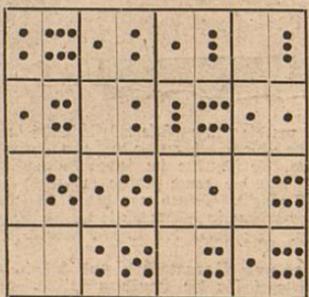
A. Gobin.

Logogriph.

Mit S ein Gebot, Mit T geist'ger Tod, Mit B keine Not, Mit Z schont's kein Lot.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 41 Seite 64.

Die folgende Abbildung stellt das Verfahren dar:



Auflösung des Rätsels Seite 84. Wiegenfest.

Auflösung des Stern-Arithmoglyphs Seite 84.

- Lotte (Leiden des jungen Werthers). Udine. Dante. Winde. Irene. Goethe. Udine. Halle. Linde. Adele. Dorne. Tobie.

Toilette, Mode, Handarbeit. Abonnentin in D. in B. Monogramm R. H. Kreuzlich: Bazar 1883, Seite 134, Abb. 52. Den anderen Wunsch können wir leider nicht erfüllen. - C. O. G., Claf. Berliner Geschäfte lassen in der Provinz Handarbeiten nicht anfertigen. - T. F. in B., Galtien. Der Letzte-Berein in Berlin, Königgräberstr. 90, nimmt Handarbeiten zum Verkauf an. - S. L. in N. Monogramm M. T. in Kreuzlich-Stiderei: Bazar 1884, Seite 29, Abb. 67. - C. M. in B. Alpaca wird im Frühjahr und Sommer viel getragen werden. - Abonnentin in Karlsruh. Wir verweisen auf „Praktische Mitteilungen über Ausstattungen“ Bazar 1882, Seite 256, 271 und 287. - C. M. in Chicago. Die Anleitung zur Übertragung der Dessins auf Stoff finden Sie Bazar 1884, Korrespondenz auf Seite 16. - Bitte aus Wien. Die Dede erhalten Sie zum Preise von 16 Mark in dem Tapissier-Geschäft von Stiebel u. Schmidt, Berlin, Friedrichstr. 78. - B. L. in L. Ein Institut oder Geschäft, welches Unterricht im Aufzeichnen von Mustern erteilt, ist uns nicht bekannt. - S. P. v. Th., Wien. Die gewünschten Dessins fertigen auf Wunsch C. M. König, Jägerstr. 23, Stiebel u. Schmidt, Friedrichstr. 78 oder D. Krappe, Leipzigerstr. 129, sämtlich in Berlin, an. - C. W. in B. Das Monogramm E. W. im Blattlich: Bazar 1884, Seite 226, Abb. 7. - Abonnentin in N. in B. Porzellan und Glasachen zu Ausstattungen, sowie auch Dekorations-Gegenstände in Majolika finden Sie u. a. bei Th. Weiser u. Krüger, Berlin, Friedrichstr. 73. - W. B. in M. Sogenannte „Universal-Schweißblätter“ fabriziert die Firma Gebr. Sachs, Berlin, Neustädtische Kirchstr. 3, Preis für das Paar 2 Mark; diese Schweißblätter bestehen aus einem mit Spitze versehenen Halbarmel von Cambrie, dessen unter den Arm treffender Teil in doppelter Stofflage gefertigt und mit einer Gummi-Einlage versehen ist; letztere kann beim Waschen des Armeis mit Leichtigkeit herausgenommen werden.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Abonn. Frankf. a. M. Die Vorschrift von Vöttgers Depilatorium ist den Apothekern bekannt und wird wohl in jeder größeren Apotheke zu haben sein. Es ist ein völlig unschädliches Enthaarungsmittel, das nur, wenn es in nützlich langer auf der Haut verbleibt, auch diese reizt und angreift, sonst nicht. Es wird in dem Maße, wie die Haare nachwachsen, angewendet. Das von Mundelius empfohlene Enthaarungsmittel ist ähnlich dem Vöttgerschen Depilatorium zusammengezeigt und gleichfalls unschädlich. - Abonn. in Schweden. - A. N. in C. Wenden Sie sich gefälligst an einen Arzt. - Fr. L. G. in Fr. a. M. Es werden allerdings von Zeit zu Zeit Mittel angewendet, durch deren Gebrauch Magen oder Magengewunden die ursprüngliche Körpergröße wiederzugeben werden soll, aber irgend einen Wert besitzen solche Mittel nicht. Es sind Spekulationen auf die Leichtgläubigkeit der Menschen. Die verlorene Fülle kann nur auf dem Wege der Diät und der vernünftigen Lebensweise wiedererlangt werden. Vor allen Dingen gehört dazu der andauernde Aufenthalt in frischer reiner Luft, verbunden mit dem häufigen Genuß von Milch, eine Kumpstür, Vermeidung übermäßiger körperlicher und geistiger Anstrengungen. Bei den Mahlzeiten soll man dabei das Trinken nicht vergessen, d. h. die Speisen durch Getränke, welche nicht gerade geistige zu sein brauchen, mäßig verdünnen. Daher sind auch Suppen - besonders am Morgen statt des Kaffees - als Nahrungsmittel zu empfehlen. Bei der sogenannten Schwemmgurte (deren Urheber Professor Dertel ist), welche bei Fettucht angewendet wird, soll ängstlich das Trinken während des Essens vermieden werden, weil die Verdauung der durch Getränke verdünnten Speisen hauptsächlich im Dünndarm vor sich geht und dann zu Fettbildung führt. - C. B. in W. - L. S. Die Frage über guten und schönen Teint finden Sie ausführlich behandelt; wenn Sie uns Ihre volle Adresse mitteilen wollen, werden Sie von uns einen solchen Almanach zugewendet erhalten. - Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit einem biden Überzug von Stärkelleister überzieht und diesen dann völlig austrocknen läßt. Danach bürstet man den Überzug, der allen Staub in sich aufgenommen hat, ab. - Abonnentin in Polen. Ja, die Morion-Pillen sind schädlich, denn sie enthalten auch ein Quecksilberpräparat. - Abonn. in T. Dr. Laurents Esprit d'Espagne kennen wir nicht, sind aber gern erbötig, das Mittel untersuchen zu lassen, wenn Sie es uns einschicken. - Abonn. in Preußen. - J. B., Holland. Sandmandelkies, in jedem Parfümeriegeschäft zu haben. - Marie K. - F. in W. Die Resedakräutelpomade von Holt in Wien ist ein unschuldiges parfümiertes Gemisch aus Olivenöl, Wachs etc., das vor keiner anderen Pomade etwas voraus hat. Vor solche Fettpomaden braucht, muß für gute Reinhaltung der Kopfhaut sorgen, sonst wird die Pomade auf dem Kopfe ranzig und zu einem Herd von Pilzen, die dann Haarausfall veranlassen. - Ein vortreffliches Mittel gegen Schuppen und Haarausfall ist der Chinolinhaarspiritus, käuflich in der Grünen Apotheke (Wittich und Wendendorf), Berlin N., Chausseestraße 18. Über Wirkungsweise und Gebrauch desselben belehrt die dem Haarspiritus beigegebene Gebrauchsanweisung.

Wäsche, Garderobe, Schmuck. M. B., Helmstedt. Es liegt hauptsächlich an der verkehrten Anwendung chlorhaltiger Mittel, wie Chloralkali, Fleckwasser, Eau de Javelle etc., bei der Wäsche, wenn dabei oft in unverantwortlicher Weise die Wäsche in kurzer Zeit zu Grunde geht. Der Gebrauch solcher Mittel sollte sich nur darauf beschränken, der Wäsche, nachdem sie auf gewöhnlichem Wege gut gereinigt wurde, schließlich noch diejenige schneeweiße, die man durch Seife etc. nicht erhält, zu geben, also die alte Kalenbleiche zu ersetzen. Gleichzeitig sollen mit solchem Bleichwasser Rotweinflecke etc., die der Seife widerstehen, entfernt werden. Der Waschfrau liegt es aber daran, das eigentliche Waschen abzuführen und an Kräften zu sparen. Sie bringt daher häufig direkt in die warme Waschlauge Bleichmittel in der Wärme oder gar während des Kochens der Wäsche. Es ist Thatsache, daß Chlorbleichmittel in heißen Flüssigkeiten weniger bleichen, aber umso mehr die Faser angreifen als in kalten Lösungen. Schon das gleichzeitige Verwenden von Chloralkali und Seife ist an sich ein Un Ding, da hierbei ähnlich wie beim Waschen mit hartem Wasser die Wäsche durch fettsauren Kalk verklebt und dem entsprechend eine größere Menge Seife verbraucht wird. Die einzig richtige

Anwendung von Chlorbleichmitteln für die Wäsche, ohne daß ihre Haltbarkeit dabei gefährdet wird, ist folgende: Man stellt sich zunächst ein konzentriertes Bleichwasser her; dazu rührt man beispielsweise 1 Kilo Chloralkali in einem Topf zuerst mit soviel Wasser an, daß derselbe gehörig durchfeuchtet ist. Dann reibt man mit einem breiten Rührholz den angefeuchteten Chloralkali zu einem feinen Brei, bis er keine Klümpchen mehr zeigt und legt darauf unter hielem Umrühren nach und nach so viel lauwarmes Wasser hinzu, bis im Ganzen 2 Kilo Wasser verbraucht sind. In einem andern Topf löst man 1/2 Kilo Glaubersalz in ebenso viel lauwarmem Wasser auf und gießt diese Auflösung unter Umrühren zu dem Chloralkali. Diese Mischung läßt man so lange stehen, bis sich alles Unlösliche zu Boden gesetzt hat und die darüber stehende Lösung vollkommen klar erscheint. Man gießt die klare Flüssigkeit vorsichtig ab und füllt sie auf Flaschen, die man, um jede Verwechslung auszuschließen, mit der Aufschrift „konzentriertes Bleichwasser“ verieht. Man muß die Flaschen im Keller stehend aufbewahren; damit die Flüssigkeit nicht zerfließen werden, thut man gut, sie vorher in geschmolzenes Paraffin oder Wachs zu tauchen. Wer sich das Bleichwasser nicht selbst machen will, verwende an seiner Stelle die in allen Apotheken vorrätige Eau de Javelle. Nachdem die Wäsche vollkommen fertig eingewaschen ist, wird sie gut gespült, um alle Seife zu entfernen, und dann in Wasser eingeweicht, dem man vorher 1/2 Weinglas voll Bleichflüssigkeit für jeden Eimer Wasser zugelegt hatte. Feine und nicht verbleichte Wäsche wird schon nach 1/2 Stunde genügend gebleicht sein, gröbere Wäsche dann ohne Gefahr für das Zeug in diesem schwachen Bleichwasser mehrere Stunden lang liegen, nur muß man von Zeit zu Zeit die Wäsche in dem Wasser umherziehen, damit sie überall gleichmäßig mit dem Bleichwasser in Berührung kommt. Sollten Rotweinflecke hierdurch noch nicht entfernt worden sein, so bringt man die fleckigen Stücke in doppelt so starkes Bleichwasser und spült sie, nachdem die Flecke verschwunden sind, in Wasser aus. Um allen Chlorgeruch und jede etwa noch vorhandene Spur von Chlor sicher aus der Wäsche zu entfernen, löst man etwa eine Hand voll Antichlor (Unterchlorwasserstoff-Natron), ein ganz unschädliches Salz, in Wasser auf und gießt es in reines Wasser, in welchem man die Wäsche nochmals spült. Die Wäsche wird dann wie gewöhnlich geblaut.

Gehalt und Küche. Auguste W. Durch Flecke, herrührend von gewöhnlicher Essentinte auf einer Mahagoni-Tischplatte, ist sicher auch die Politur angegriffen worden. Es wird daher nötig sein, nach Entfernung der Flecken die betreffenden Stellen wieder aufzupolieren. Die Flecke selbst können durch eine konzentrierte Lösung von Kalklösung, mit der man sie mittelst eines Schwämmchens abreibt und schließlich mit reinem Wasser nachwäscht, entfernt werden. Röhren die Flecken dagegen von blauer Anilintinte her, so sucht man sie durch Abwaschen mit einer Mischung aus starkem Spiritus und etwas scharfem Essig zu entfernen.

Verschiedenes. A. L. in Prag. Adressen für Mineralienhandlungen, in Berlin: Keitel, Nikolai-Kirchhof 9; Pech, Unter den Linden 69; in Hamburg: F. F. G. Umlauf, St. Pauli, Spielbudenplatz 8; in Halle a. S.: Wilh. Schläpfer. - Fr. B. W. in L. Papierhandel fertigen u. a. die Fabriken von Schmidt in Neuß und Gust. Nozowicz in Köln a. Rh.; Holzspanndruck fabrizieren: C. Weise in Habelschwerdt, Grafsh. Glas, Ernst Schreiber in Ober-Hausdorf b. Glatz, Const. Kochers Holzmanufaktur in Lettman, Württemberg. - A. S. in Aarau. Eine reichhaltige Auswahl von deutschen Sinnprüchen finden Sie in dem Werkchen: „Deutsche Aidschriften an Haus und Gerat“, 4. Auflage, Berlin, W. Herz (Befehlsh. Buchhandlung), 1882. - W. P. in P. Telefonanlagen richten ein: Kaiser u. Schmidt, Berlin, Johannisstr. 20; Schuch u. Wegel, Berlin, Franzstr. 9; J. Moeller, Würzburg, F. Haller, Oberdahlstr. 8. - M. v. W., Libau. Nur „Abonnentinnen“ genießen den Vorzug, Rat und Anleitung von uns zu erhalten; als mitlesender „Herz“ und Gymnastik können Sie keinerlei Ansprüche an unsere Gefälligkeit machen. - Sekante Wienerin. (Mit Arabella.) Senden Sie die Photographie ein, damit wir ersehen, ob Sie im Recht sind. - Die Namen der Rätsel-Löser zu veröffentlichten geht nicht an, denn wir würden ca. eine Seite Raum pro Nummer dazu nötig haben. - Alte Abonnentin, Berlin SW. (Postf. 12, 10. 84.) Wir bitten wiederholt um Ihre Adresse. - A. B. in Ostfriesland. In der beregten Angelegenheit kontaktieren Sie besser ein Fachblatt (Versicherungszeitung) oder einen solchen Banquier Ihrer Bekanntschaft. - A. F. (Stockholm). Den Apparat selbst kennen wir nicht; die amonierende Firma gilt als solid und vertrauenswürdig. - M. G., Wien. „Solide“ Heiratsbureau sind uns nicht bekannt. Giebt es überhaupt solche? - Theo, Vora in Z. Unsere Expedition überreicht Ihnen nach Empfang von 2 M. 50 Pf. diejenigen Nummern, welche „Kinder der Zeit“ von G. Hermstein enthalten, per Kreuzband franco. - Radames. - Abacta aus Hbg. - Carla L. Wond. - Adolphe Z. in G. Nicht geeignet. - J. v. Z. 22. Friedrich Friedrich in Leipzig. - P. v. Ringelstern. Das „Kunstgewerbe in Frauenhand“ herausgegeben von C. v. Braumühl, Verlag von Ernst Heilmann in Leipzig und zu beziehen durch jede Buchhandlung. - Carola, Stuttgart. Frau L. Lambert dort, Cottafraße 10 p., lehrt die Anfertigung von Papierblumen. Wozu bedürfen Sie unserer Empfehlung, wenden Sie sich nur direkt an die Dame. - 17jährige Blonde in L. bei S. B. Mit den geschicktesten Tanzkenntnissen können Sie sich getrost in die Saison hineinanzugehen. - Lisa Z. in D. In Bloch Theater-Buchhandlung, Berlin C., Brüderstr. 2, ist kürzlich eine Sammlung von Pantomimen und komischen Vorträgen u. i. w. (Preis 4 Mark) erschienen, in welcher Sie Passendes finden werden; auch Kataloge sind dort zu haben. - Charlotte B. - A. S., Namen. Nicht beantwortbar.

Beantwortungen. Zur Anfrage betr. Holzmalerei (S. 352) schreibt uns eine Abonnentin, Frau Gymnasialdirektor B. in C., folgendes: Das vom „Bazar“ früher empfohlene Buch von Jännide, Handbuch der Aquarelmalerei, enthält sehr brauchbare Anweisungen auch in bezug auf Holzmalerei, dort findet sich folgendes Rezept für das Präparieren des Holzes (das ich bewahrt gefunden habe): Der Gegenstand wird gelinde erwärmt, mit einem wollenen Lappen und wenigen Tropfen nicht zu kalter weicher Politur einige Male reich überrieben. Weiße Politur wird hergestellt durch Auflösen von einem Gewichtsteil weißen Schellack in vier Gewichtsteilen starken Weingeistes, welche Lösung noch mit etwa der Hälfte Weingeist verblüht wird. Man kann aber auch eine schwache Lösung von Gummi arabicum oder eine schwache Gelatinelösung in die Platte einreiben. In demselben Buch fand ich die Holzfabrik von G. Weber u. Co. in Eslingen (in Württemberg), sowie den höflichsten Scheibemantel in Weimar empfohlen. Ich selbst erhielt sehr gute Holzachen zum Bemalen von Vorkmann, Berlin, Brüderstraße. Obiges Buch enthält auch über Musteranstellungen, sowie Farben und Farbenmischungen, wie Farbenzusammensetzungen sehr brauchbare Belehrung.

Briefmarken-Sport. „Beltpost“ und „Philatetische Berichte“ von Sigmund Friedl, Wien, Unterböbling Nr. 29-30 zu beziehen, sowie das „Illustr. Briefmarken-Journal“ (Leipzig, Gebr. Senff), halbjährl. 1 Mark 50 Pf., gelten als gute Fachjournal.

Zur Frühjahrs-Saison.

Die illustrierte Coiffüre Modenjournal für Putzgeschäfte. 1885. Frühjahrs-Quartal: April-Juni. Preis vierteljährlich 3 Mark. Alle 14 Tage eine Nummer. Probe-Nummern und Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Die Verlagshandlung, Berlin W., Wilhelmstraße 46/47.

Rebus. A collection of images including a man, a teapot, a horse, a snake, and a swan, used for a word puzzle.